



# BEITRÄGE PÄDAGOGISCHER ARBEIT

**Gemeinschaft  
Evangelischer Erzieher in Baden**

Aus dem Inhalt

---

Hans Maaß

**Vollkommen, zu allem guten Werk geschickt**

Biblische und reformatorische Gedanken zu Bildung und Erziehung

Jan Badewien

**„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken“**

Erfolg und Scheitern als Kriterien eines christlichen Menschenbildes?

Buchbesprechungen

56. Jahrgang

2013  
Heft III

# Zum Geleit

*... aber auch unsere besten Werke  
in diesem Leben  
alle unvollkommen  
und mit Sünden befleckt sind*  
Heidelberger Katechismus, Frage 62

Was bringst's? Was nützt alle Anstrengung, wenn sie von vornherein als „unvollkommen und mit Sünden befleckt“ abgestempelt ist? Auch wenn der Soziologe Max Weber einst eine spezifische Wahlverwandtschaft des Calvinismus zum Kapitalismus festzustellen glaubte und dies mit dem Gedanken einer innerweltlichen Askese begründete, stellt sich doch die Frage, ob in der reformierten Tradition nicht ebenso gut kapitalismuskritische Ansatzpunkte zu finden sind. Die Frage nach der Wirkung und Bedeutung der „guten Werke“ gibt einen Fingerzeig. Zwar zielt sie darauf, was der Mensch mit seinen Anstrengungen bei Gott bewirken kann; aber der Hinweis auf ihre Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit ist doch auch innerweltlich von Belang.

„Wir trainieren den Erfolg“, kann zwar als Erziehungsziel einer wachstums- und erfolgsorientierten Gesellschaft formuliert werden. Aber ist es grundsätzlich einlösbar? Weist die Aussage, dass „auch unsere besten Werke in diesem Leben alle unvollkommen“ sind, sofern sie zutreffend ist, nicht deutlich die Grenzen der Machbarkeit auf? Und bedeutet die theologische Aussage, sie seien „mit Sünden befleckt“, säkular ausgedrückt nicht, sie seien mit Unrecht und zweifelhaften Praktiken verquickt?

Das müsste theoretisch nicht so sein. Es lässt sich durchaus denken, dass junge Menschen an sich selbst so arbeiten, dass sie geistige und charakterliche Fortschritte machen, ohne dass dies auf Kosten anderer geschieht. Aber so ist es leider nicht; und unsere Gesellschaft bezeichnet solche Fortschritte auch nicht als Erfolg. Wie im Sport gehört zum Erfolg der Sieg über andere, die buchstäblich auf der Strecke bleiben.

Bei der Tagung in Falkau, deren Beiträge wir hier veröffentlichen, ging es um die Frage, wie sich ein derartiges Erfolgsdenken mit dem biblischen Menschenbild vereinbaren lässt, welche menschlichen Werte dabei womöglich auf der Strecke bleiben und welche Ziele die Reformatoren verfolgten, wenn ihnen als ersten in Deutschland „Bildung für alle“ vorschwebte.

*Dr. Hans Maaß*

# Vollkommen, zu allem guten Werk geschickt\*<sup>1</sup>

## Biblische und reformatorische Gedanken zu Bildung und Erziehung

### 1. Zynische Pädagogik und missverstandene biblische Grundsätze

#### 1.1 Erziehung als Schinderei?

Aus dem Griechisch-Unterricht ist mir noch ein Zitat des athenischen Komödiendichters Menander<sup>2</sup> in Erinnerung: Ὁ μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται<sup>3</sup>, „Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird auch nicht erzogen“, „das Johann Wolfgang Goethe seiner Autobiografie Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit als Motto voranstellte. Goethe sprach mit Begeisterung über Menander, den er beinahe so schätzte wie Sophokles.“<sup>4</sup>

Es ist ein zynischer Satz. Entsprechende Wirkung hat er auch entfaltet. So konnte Johan Schloemann am 18. April 2006 unter dem Titel »Die Wiederverkehr der alten Sprachen« in der Süddeutschen Zeitung bemerken:

„Es gab einmal einen Paukerspruch. Er lautete: ‚Es hat noch keinem geschadet.‘ Das klang nach dem Wort des Griechen Menander, das Goethe als Motto an den Anfang seiner Lebenserinnerungen »Dichtung und Wahrheit« stellte: ‚Wer nicht geschunden ist, ist nicht erzogen.‘

Wer mit diesen Sprüchen den Unterricht im Lateinischen und Griechischen meinte, wer also die Ansicht vertrat, die Zwangsbehandlung mit Folterinstrumenten wie Ablativus absolutus und Imperativ Aorist sei als disziplinierender Selbstzweck zu empfehlen, der hat vor allem einem geschadet: dem altsprachlichen Unterricht in den Schulen.“<sup>5</sup>

Dies galt jedoch nicht nur im Blick auf den Unterricht im allgemeinen und alte Sprachen im besonderen; sondern in der Erziehung von Jungen galt noch nach dem 2. Weltkrieg der Grundsatz: „Gelobt sei, was hart macht!“ Dies war wohl eine Nachwirkung der Erziehung des Dritten Reiches, ohne dass die Erzieher, die damit umgingen, sich immer bewusst gewesen sein dürften, dass dieses Zitat aus Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ stammt.

---

\* Vorgetragen bei der GEE-Tagung: „Wir trainieren den Erfolg: Umgang mit dem Scheitern“, 11./12. Mai 2013 in Falkau

Im 3. Teil beschreibt er den „Wanderer“:

„Als nun Zarathustra so den Berg hinanstieg,  
gedachte er unterwegs des vielen einsamen Wanderns von Jugend an,  
und wie viele Berge und Rücken und Gipfel er schon gestiegen sei.“

Dann kommt er bei der Ankunft auf dem Gipfel schließlich zu der Erkenntnis:

„Wer sich stets viel geschont hat,  
der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung.  
Gelobt sei, was hart macht!“<sup>6</sup>

Man darf den symbolisch-allegorischen Textzusammenhang nicht vergessen, will man dieses Zitat nicht missverstehen. Aber Nietzsche stand im Dritten Reich ohnehin hoch im Kurs; insofern verwundert die Hochschätzung derartiger Rigorosität nicht, sie passte zu den Idealvorstellungen männlicher Erziehungsprinzipien, die Hitler beim Reichsparteitag in Nürnberg am 14. September 1935 in die Parole fasste, er wünsche sich eine Jugend „Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl“. Dies war das Menschenbild der Nazi-Ideologie, der Verherrlichung eines Herrenmenschentums, das letzten Ende auch zu grausamen Kriegstaten bereit war.

### *1.2 Züchtigung oder Unterweisung?*

Entspricht eine solche Pädagogik auch dem biblischen Menschenbild und dazu in Beziehung stehender Erziehungsziele und -methoden? Ein gern und häufig zitierter Satz aus den Sprüchen Salomos: „Wer seine Rute schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn beizeiten.“ (Spr 13,24), könnte diese Vermutung bestärken. Die erste Hälfte des Verses zeigt, dass durchaus an eine Erziehung mit körperlicher Strafe gedacht ist. Die Grundbedeutung des Verbs **יָדַע** ist allerdings »unterweisen, belehren«!<sup>7</sup> Damit ist in eine andere Richtung gewiesen.

Der Hebräerbrief zitiert einen ähnlichen Spruch, in dem dieser Gedanke auf Gott übertragen wird: „Mein Sohn, verwirf die Zucht des HERRN nicht und sei nicht ungeduldig, wenn er dich zurechtweist; denn wen der HERR liebt, den weist er zurecht, und hat doch Wohlgefallen an ihm wie ein Vater am Sohn.“ (Spr 3,11f.). Es geht um Zurechtweisen im Sinn von Belehren, nicht um erzieherische Zwangsmaßnahmen bis hin zum Brechen des eigenen Willens, wie diese weisheitliche Einsicht in religiös strengen Kreisen oft missdeutet wurde.

Zurechtweisen als „auf den richtigen Weg bringen“, ist in diesen Sprüchen sowohl die erzieherische Aufgabe der Eltern, insbesondere auch des Vaters, in Entsprechung zu Gottes Handeln sowohl durch die Offenbarung seines

Willens in den Geboten als auch durch manchmal schmerzhaft eingriffe in das Leben des Einzelnen, um ihn vor noch größerem Unheil zu bewahren.

Im Talmud-Traktat Qidduschin 29a werden die Pflichten eines Vaters gegenüber seinem Sohn nach jüdischer Tradition folgendermaßen definiert:

„Der Vater ist seinem Sohne gegenüber verpflichtet: ihn zu beschneiden, auszulösen, die Tora zu lehren, zu verheiraten und ein Handwerk zu lehren; manche sagen, auch schwimmen zu lehren.<sup>8</sup> R. Jehuda sagte, wer seinen Sohn kein Handwerk lehrt, lehrt ihn plündern. – Plündern, wie kommst du darauf? – Vielmehr, es ist ebenso, als würde er ihn plündern lehren.“<sup>9</sup>

Diese Aufzählung mag verwunderlich klingen. Zunächst werden religiöse Pflichten genannt: Die Beschneidung, die Dankesgabe für den erstgeborenen Sohn sowie die Unterweisung in der Tora; danach folgt die Verpflichtung zur Ausbildung in Alltagsfertigkeiten: An erster Stelle wird dabei das Verheiraten genannt; denn die allererste Weisung an Menschen in der Bibel (vor allen ethischen und religiösen Geboten) lautet: „Seid fruchtbar und mehret euch“ (Gen 1,28). Gleich danach wird in dem Talmudspruch allerdings die Ausbildung in einem „Handwerk“ genannt, denn – so die Logik – wer keinen Broterwerbberuf ausüben kann, wird mehr oder weniger zur Räuberei verurteilt.

Auch von einigen talmudischen Gelehrten sind Berufe überliefert; so wird einer der berühmten Rabbinen zur Unterscheidung von anderen gleichen Namens „Jochanan der Sandalenmacher“ genannt. Der berühmte Rabbi Aqiva war, bevor er sich nur noch der Lehre widmete, der Legende nach Schaffhirte, von einem seiner Schüler, dem nicht weniger bedeutenden R. Schimon bar Jochaj, ist kein Beruf bekannt. Er beschäftigte wohl schon in jungen Jahren nur mit der Tora.

### *1.3 Drastische Erziehungsmaßnahmen in Mittelalter und zur Lutherzeit*

Einigermaßen bekannt sind Luthers Erinnerungen an seine Kindheit und Schulzeit. In Tischreden kam er gelegentlich darauf zu sprechen; dabei standen sich bezüglich der Härte Vater und Mutter in nichts nach. So äußert er im Mai 1532:

„Man soll die Kinder nicht zu hart stäupen. Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, dass ich vor ihm floh und dass ihm bange war, bis er mich wieder zu sich gewöhnt hatte.“<sup>10</sup>

Dass Kinder geschlagen (gestäup) werden durften, stand für Luther nicht in Frage, lediglich hinsichtlich des Ausmaßes riet er zur Mäßigung und belegt dies mit der Rückwirkung dieser brutalen Erziehungsmaßnahme auf den Vater: er musste darum bangen, ob es ihm wieder gelingen würde, den Sohn an

sich zu „gewöhnen“, d.h. wieder einen vertrauten und vertrauenswürdigen Umgang zwischen Vater und Sohn zu ermöglichen und zu gewährleisten. Aber die Mutter kommt dabei nicht viel besser weg:

„Meine Eltern haben mich in strengster Ordnung gehalten, bis zur Verschüchterung. Meine Mutter stäubte mich um einer einzigen Nuss willen, bis Blut floss. Und durch diese harte Zucht trieben sie mich schließlich ins Kloster; obwohl sie es herzlich gut meinten, wurde ich dadurch nur verschüchtert. Sie vermochten das rechte Verhältnis zwischen natürlicher Anlage und der Bestrafung nicht einzuhalten. Man muss so strafen, dass der Apfel bei der Rute ist.“<sup>11</sup>

Der Schluss dieses Zitats wurde zum geflügelten Wort. Weniger Beachtung erfuhr dagegen die bemerkenswerte Äußerung über die Verhältnismäßigkeit des Strafens im Blick auf die Anlagen eines Kindes, obwohl sie für die damalige Zeit pädagogisch recht fortschrittlich ist. Der Satz könnte beinahe von Maria Montessori stammen.<sup>12</sup>

In der Schule begegnete er allerdings einer ebenso grausam empfundenen Erziehungsmethode, wenn auch nicht durchweg; denn sein Urteil darüber ist differenziert, da er nicht verallgemeinert.

„Es sind manche Präzeptoren so grausam wie die Henker. So wurde ich einmal vor Mittag fünfzehnmal geschlagen, ohne jede Schuld, denn ich sollte deklinieren und hatte es [doch noch] nicht gelernt.“<sup>13</sup>

Diese Praxis war noch Jahrhunderte später üblich; denn ich erlebte Vergleichbares im Winter 1943/44, als aus Lehrermangel das 3. und 4. Schuljahr zusammengefasst waren. Ich hatte meine schriftlichen Rechenaufgaben für die Schüler des 3. Schuljahrs beendet und musste mich an den Deklinationsübungen des 4. Schuljahrs beteiligen, was ich natürlich noch nicht beherrschte. So konnte ich die Form der Verbindung „der Hund des Jägers“ nicht korrekt bestimmen und fragte als echter Mannheimer „wem sein Hund“ statt „wessen Hund“. Dafür wurde ich prompt übers Knie des Lehrers gelegt und erhielt einige Hiebe mit dem Rohrstock. Kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, sich darüber zu beschweren. So funktionierte eben Schule während des Dritten Reiches.

#### *1.4 Erziehung zur und in der Gemeinschaft*

In einer Sendung des SWR 2 wurde das afrikanische Sprichwort zitiert:

„Um ein Kind zu erziehen, braucht man ein ganzes Dorf.“

Welche Erfahrung, um nicht zu sagen „Philosophie“, steht dahinter? In erster Linie dürfte es sich um das Bewusstsein handeln, dass Erziehung kein Selbstzweck ist, sondern Befähigung zum Leben. Da wir nicht als Einzelwesen leben, sondern in Gemeinschaft mit anderen, ist die Befähigung zur Gemein-

schaftsfähigkeit neben anderen Gesichtspunkten ein wichtiges Erziehungsziel. Dieses kann nur innerhalb einer Gemeinschaft erreicht werden. Uns ist dies heute weithin abhanden gekommen, und entsprechend egoistisch gestaltet sich auch unsere Gesellschaft und unsere Erwartungen an sie.

Ich möchte dies an einem Beispiel aus einem völlig anderen Bereich deutlich machen, das mir aber für dieses Phänomen äußerst signifikant zu sein scheint.

Der Heidelberger Katechismus, dessen 450. Jubiläum wir 2013 feiern, enthält zum Apostolischen Glaubensbekenntnis u.a. die Frage:

„55. Frag. Was verstehestu *durch* die Gemeinschaft der Heiligen?“<sup>14</sup>

Die Sprache des 16. Jh. muss selbstverständlich in heutige Sprache übertragen werden. So gab die Evangelisch-reformierte Kirche von Nordwestdeutschland 1984 eine „leicht revidierte Fassung“ heraus, die in die Sammlung der Bekenntnisschriften der Evangelischen Landeskirche in Baden übernommen wurde. Interessanterweise lautet die Frage in dieser Fassung aber:

„Was verstehst du *unter* der Gemeinschaft der Heiligen?“<sup>15</sup>

Ist dies dasselbe in heutigem Deutsch? Für mein Verständnis wurde durch den Austausch der Präpositionen „durch“ und „unter“ eine erheblich inhaltliche Veränderung vorgenommen; daher erscheint in der neuen Fassung die Antwort auf diese Frage nicht mehr passend. Denn jetzt ist nach einer Definition des Begriffs „Gemeinschaft der Heiligen“ gefragt. Darauf passt die Antwort schlecht,

„dass alle und jede Gläubigen als Glieder an dem Herrn Christus und allen Schätzen und Gaben Gemeinschaft haben. Zum andern, dass ein jeder seine Gaben zu Nutz und Heil der andern Glieder willig und mit Freuden anzulegen sich schuldig wissen soll.“<sup>16</sup>

Dies ist eindeutig eine Antwort auf die Frage, „was glaubst du *durch* die Gemeinschaft der Heiligen“; denn sie antwortet darauf, was man ohne diese Gemeinschaft und außerhalb von ihr nicht erkennen, höchstens zur Kenntnis nehmen kann. Hier wurde eine Veränderung vorgenommen, die sich gegen den unmittelbar folgenden Text sperrt, weil im Zuge der fortschreitenden Individualisierung die Gemeinschaft nicht mehr als integraler Lernort verstanden wurde.

Führen solche stillschweigenden Veränderungen nicht zwangsläufig zum Erziehungsziel „Egoismus“?

## 2. *Biblische Aspekte von Erziehung und Bildung*

### 2.1 *Eine biblisch-pädagogische Ursituation*

Im 6. Kapitel des Deuteronomium steht nicht nur mit dem „Sch<sup>e</sup>ma Jisrael“, das jüdische Urbekenntnis, samt den Anweisungen zu seiner Verinnerlichung durch möglichst häufiges Wiederholen.

„<sup>4</sup> Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein. <sup>5</sup> Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

<sup>6</sup> Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen <sup>7</sup> und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst. <sup>8</sup> Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen dir ein Merkzeichen zwischen deinen Augen sein, <sup>9</sup> und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore.“

Fromme Juden halten sich bis heute buchstäblich daran, indem sie u.a. diese Worte in kleinen Kapseln an den Türpfosten befestigen und beim Morgenbeten in den Gebetsriemen an Stirn und linkem Oberarm befestigen.

Dieses Kapitel enthält aber gegen Ende auch eine pädagogische Anweisung, in der die Ursituation einer echten Lernsituation abgebildet ist.

„<sup>20</sup> Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das für Vermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der HERR, unser Gott, geboten hat?,

<sup>21</sup> so sollst du deinem Sohn sagen:

Wir waren Knechte des Pharaos in Ägypten, und der HERR führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand; <sup>22</sup> und der HERR tat (וַיַּעַשׂ) große und furchtbare Zeichen und Wunder an Ägypten und am Pharaos und an seinem ganzen Hause vor unsern Augen <sup>23</sup> und führte uns von dort weg, um uns hineinzubringen und uns das Land zu geben, wie er unsern Vätern geschworen hatte. <sup>24</sup> Und der HERR hat uns geboten, nach all diesen Rechten zu tun, dass wir den HERRN, unsern Gott, fürchten, auf dass es uns wohlgehe unser Leben lang, so wie es heute ist. <sup>25</sup> Und das wird unsere Gerechtigkeit sein, dass wir alle diese Gebote tun und halten vor dem HERRN, unserm Gott, wie er uns geboten hat.“

Inwiefern kann man dies als pädagogische Ursituation bezeichnen? Diese Anweisung enthält alle charakteristischen Elemente echten, d.h. motivierten und damit nachhaltigen Lernens:

1. beobachten
2. fragen
3. Generationenlernen (dein Sohn)
4. antworten (Kompetenz des Vaters)

## a. *Beobachten*

Fragen kann ein Kind nur, wenn es etwas zu fragen, d.h. zu beobachten gibt. M.a.W. es muss bestimmte Verhaltensweisen, Riten und Bräuche geben, die nicht so selbstverständlich sind, dass sie keiner besonderen Erklärung bedürfen.

Ein Kind wird nicht fragen, warum essen und trinken wir, denn sein Hunger und Durst sind Grund genug. Anders verhält es sich, wenn es um bestimmte Regeln beim Essen geht. Auch ohne besondere religiöse Vorschriften muss man Kinder über genießbare und ungenießbare Speisen informieren, um Schaden von ihm fern zu halten. Vieles Giftige riecht und schmeckt allerdings schon unangenehm und bietet damit bis zu einem gewissen Grad einen natürlichen Schutz. Bei Tieren ist die Fähigkeit, Genießbares und Giftiges nach dem Geruch zu unterscheiden, noch besser ausgeprägt als bei uns zivilisierten Menschen.

Völlig anders verhält sich dies allerdings bei rituell bedingten Speisegeboten. Es ist nicht logisch einzusehen, warum man das Fleisch bestimmter Tierarten nicht essen darf. Bei Aasfressern ist dies vielleicht noch einsichtig. Wenn man sieht, wie sowohl Wild- als auch Hausschweine ihr Futter aufnehmen, könnte man Ekel empfinden und dieses Fleisch meiden. Warum aber Kamele oder Pferde? Beide sind Vegetarier, beide reinlich. So wurde eine Klassifizierung, wie sie in Lev 11 vorliegt, von entscheidender Bedeutung:

„<sup>1</sup> Und der HERR redete mit Mose und Aaron und sprach zu ihnen: <sup>2</sup> Redet mit den Israeliten und sprecht: Dies sind die Tiere, die ihr essen dürft unter allen Tieren auf dem Lande. <sup>3</sup> Alles, was gespaltene Klauen hat, ganz durchgespalten, und wiederkäut unter den Tieren, das dürft ihr essen. <sup>4</sup> Nur diese dürft ihr nicht essen von dem, was wiederkäut und gespaltene Klauen hat: das Kamel, denn es ist zwar ein Wiederkäuer, hat aber keine durchgespaltenen Klauen, darum soll es euch unrein sein [...]“.

Es werden anschließend noch weitere verbotene Tiere genannt. Gemeinsam ist allen die genaue Beschreibung nach den Kriterien „Wiederkäuer und ganz durchgespaltenen Klauen“. Damit fallen alle Tiere mit Tatzen und Pfoten von vornherein aus. Warum aber genau diese Kriterien gelten, wird nicht begründet. Ähnliches gilt für Fisch- und Vogelarten, die nach bestimmten Kriterien charakterisiert werden, ohne Begründung, warum gerade sie erlaubt, andere dagegen verboten sind. Auch wenn es im modernen Judentum Versuche gibt, hinter diesen Vorschriften rational einsehbare Begründungen zu sehen, so entspricht dies nicht der biblischen Begründung; diese lautet in V. 45:

„Denn ich bin der HERR, der euch aus Ägyptenland geführt hat, dass ich euer Gott sei.“

Dies ist insofern eine interessante Begründung, weil der Hinweis auf Gottes vorausgegangene, grundlegende Heilstat, die Befreiung aus Ägypten, auch in

der Anweisung in Dtn 6 vorkommt. Dies entspricht auch der Struktur des Heidelberger Katechismus von 1563, in dem nach dem zweiten Teil „Von des Menschen Erlösung“ im dritten Teil die Zehn Gebote unter der Überschrift „Von des Menschen Dankbarkeit“ behandelt werden. In der einleitenden Frage zu diesem Teil geht es darum, „warum sollen wir gute Werke tun?“<sup>17</sup> In der Antwort wird neben dem Motiv der Dankbarkeit gegenüber Gott u.a. darauf verwiesen, dass „er durch uns gepriesen werde“. Dies ist auch ein wesentliches Motiv jüdischer Gebotstreue. So hat der Begründer der Neo-Orthodoxie im 19. Jh., Rabbiner Samson Raphael Hirsch<sup>18</sup> gelehrt:

„Du sollst die Gebote üben und die Gesetzesschranken achten, weil es Gottes Gebote und von Gott gesetzte Schranken sind – nicht weil auch du sie für recht einsehst; denn auch die Gebote, deren Grund du ahnest, sollst du nicht deshalb erfüllen – denn dann gehorchtest du nur dir, und du sollst Gott gehorchen – sondern weil Gott es dir geboten, und, wie alle Geschöpfe, auch du Gottes Diener sein sollest mit jeglichem. Das ist deine Bestimmung.“<sup>19</sup>

Das Beachten der Gebote in der und durch die Gemeinschaft ist die unerlässliche Voraussetzung des Beobachtens durch die Kinder.

### *b. Fragen*

Es geht nicht um stumpfsinniges Befolgen der Tradition, sondern um bewusste Übernahme des Gebotenen. In der Pessach-Haggada, der Liturgie für die Feier des Pessachfestes im Familienkreis, folgt nach dem Brechen der Mazze mit den Worten, „Seht, welch armseliges Brot unsere Väter im Lande Ägypten gegessen haben!“<sup>20</sup> ein erster Erlebnis-Höhepunkt für die Kinder: das jüngste Kind darf die obligatorische Frage stellen:

„Mah nischtana halleila hasah – Wodurch unterscheidet sich diese Nacht von andern Nächten? – Jede andere Nacht essen wir beliebig gesäuertes und ungesäuertes Brot, diese Nacht nur ungesäuertes; usw.“<sup>21</sup>

Dieses meist als Lied gesungene Stück bleibt selbst säkularen Juden so eindrucksvoll im Gedächtnis, dass sie noch im hohen Alter mit Glanz in den Augen erzählen, ich habe als Kind das „Mah nischtana“ singen dürfen – und es danach aufsagen. Dies ist ein Beispiel erlebter religiöser Erziehung.

Im weiteren Verlauf der Feier werden u.a. vier Söhne vorgestellt, und zwar als Typen für vier verschiedene Haltungen gegenüber dem traditionellen Feiern:

„In Hinsicht der fragenden Jugend hat die Tora von vier Söhnen gesprochen: von einem Vernünftigen, einem Verruchten, einem Einfältigen und einem Unaufmerksamen.“<sup>22</sup>

Man kann überlegen, ob die Übersetzung der einzelnen Begriffe das Wesen dessen, was gemeint ist, trifft. So ist der „Vernünftige“ nicht der Rationalist,

sondern der „Weise“, der für die Lehre Aufgeschlossene und in ihr Bewanderte; der „Einfältige“ ist nicht der Doofe, sondern im ursprünglichen Sinn des Wortes ein Kind ohne Hintergedanken; am wenigsten gefällt mir die Übersetzung für den letzten Typ: ob er unaufmerksam ist, steht nicht fest. Es heißt über ihn in wörtlicher Übersetzung, „der nicht weiß, was er fragen soll“. Warum er es nicht weiß, wird nicht gesagt.

Für unseren Zusammenhang ist jedoch wichtig, welche zentrale Bedeutung dem Fragen selbst bei diesem jährlich begangenen Fest zukommt; denn danach, was und wie sie fragen, werden sie charakterisiert.

### *c. Der antwortende Vater*

Wir sind gewohnt, alles Mögliche an dafür zuständige Institutionen zu delegieren: die Krankenpflege und Armenfürsorge an die Diakonie, die Bildung an die Schule, die Gesetzgebung an das Bundesverfassungsgericht, die Antworten auf religiöse Fragen an die Kirche und ihre Funktionsträger.

Dadurch gehen allmählich wichtige Kompetenzen verloren, nicht nur, wenn es um Spezialwissen geht, sondern auch um das, was eigentlich alle wissen, kennen und können sollten. Fachleute fürs Religiöse sind Pfarrer/innen, Diakon/innen, Religionslehrer/innen. Und die Eltern?

Die Anweisung in Dtn 6 geht davon aus, dass der Vater über die nötige Kompetenz verfügt, seinen Kindern zu erklären, was die wesentlichen Grundelemente des gemeinsamen Glaubens und des darauf gründenden Handelns sind.

Dies wusste auch Luther, deshalb lautet in seinem Kleinen Katechismus der erste Abschnitt:

„Die zehen Gebot, wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich furhalten soll.“<sup>23</sup>

In der Sammlung der badischen Bekenntnisschriften von 1995 lautet dieser Abschnitt nur noch: „Die zehn Gebote“.<sup>24</sup> Lediglich im Vorwort zu diesem Katechismus heißt es:

„Mit diesem Katechismus wollte Luther die Gemeindepfarrer befähigen die Grundelemente des christlichen Glaubens einzuprägen und zu erklären. Dabei sollte den Hausvätern eine wichtige Vermittlungsfunktion zukommen.“<sup>25</sup>

Aber wer liest schon das Kleingedruckte! Nun kann man mit Recht argumentieren, Luthers ursprüngliche Weisung bezüglich der zehn Gebote entspreche nicht mehr der heutigen soziologischen Struktur unserer Familien und Gesellschaft; dennoch sollte auf dieses Phänomen hingewiesen werden, damit wir nicht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit vergessen, dass religiöse Unterweisung der Jugend ursprünglich einmal anders verlief.

Was ein Bekenntnis bedeuten kann, ist mir anhand eines Kriegserlebnisses deutlich: Mein Vater kam sehr selten auf „Fronturlaub“ nach Hause. Ich war damals noch Grundschüler. Katechismus stand für Grundschüler nicht im Lehrplan; das wusste mein Vater genau. Dennoch fragte er wiederholt: „Habt ihr schon Frage 89 im Katechismus gelernt?“ Frage 89 des badischen Katechismus ist die erste Frage des Heidelberger Katechismus und lautet: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ Wenn ich dann seine Frage verneinte, sagte er mir die ganze Katechismusantwort auf. Warum? Offensichtlich war dies für ihn als Infanterist an vorderster Frontlinie, der Halt, an den er sich klammerte. „Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird . . ., so sollst du deinem Sohn sagen“.

#### *d. Die Antwort des Glaubens*

Es geht nicht nur um das generationenübergreifende Gespräch, so wichtig dies auch ist, sondern um die Bereitschaft und Fähigkeit, über Fragen des Glaubens und Gaben Gottes<sup>26</sup> zu sprechen. Eigene Zweifel sind keine Entschuldigung.

Auch große biblische Gestalten kannten immer wieder Zweifel, Abraham zweifelte angesichts seines hohen Alters an der Möglichkeit eines eigenen Nachkommens, Mose zweifelte, ob er der geeignete Mann war, das Volk aus Ägypten zu führen, und machte Sprachprobleme geltend; Jesaja behauptete, er habe unreine Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen, Petrus bekannte gegenüber Jesus, er sei als sündiger Mensch nicht zum Nachfolger Jesu geeignet, und fordert ihn gar auf, das Schiff zu verlassen.

Der große Nutzen und Segen der Tradition besteht darin: sie kann auch von anscheinend ungeeigneten Menschen weitergereicht werden und dabei im Stillen ihre Kraft entfalten, bis sie wie Saatkörner aufgeht. In Jesu Verkündigung spielen daher Saatsgleichnisse nicht ohne Grund eine so wichtige Rolle.

#### *2.2 Vergegenwärtigung der Heilstaten Gottes zur Zeit und Unzeit*

Der Verweis auf Gottes Befreiungstat aus Ägypten wäre an einem Bundesfest oder etwas Ähnlichem zu vermuten. Die Bibel zitiert ein solches Bekenntnis jedoch bei einer Gelegenheit, bei der man dies nicht erwarten würde.

In Dtn 26 ist das Fest der Darbringung der Erstlingsfrüchte beschrieben. Dabei werden zunächst genaue Anweisungen gegeben, wie nach der Sesshaftwerdung im verheißenen Land mit den entsprechenden Früchten umgegangen werden soll:

„<sup>1</sup> Wenn du in das Land kommst, das dir der HERR, dein Gott, zum Erbe geben wird, und es einnimmst und darin wohnst, <sup>2</sup> so sollst du nehmen die Erstlinge aller

Feldfrüchte, die du von deinem Lande einbringst, das der HERR, dein Gott, dir gibt, und sollst sie in einen Korb legen und hingehen an die Stätte, die der HERR, dein Gott, erwählen wird, dass sein Name daselbst wohne,<sup>3</sup> und sollst zu dem Priester kommen, der zu der Zeit sein wird, und zu ihm sagen: Ich bekenne heute dem HERRN, deinem Gott, dass ich gekommen bin in das Land, das der HERR, wie er unsern Vätern geschworen hat, uns geben wollte.<sup>4</sup> Und der Priester soll den Korb aus deiner Hand nehmen und ihn vor dem Altar des HERRN, deines Gottes, niedersetzen.“

Soweit ist die Situationsbeschreibung in sich stimmig: Die Erstlingsfrüchte gelten als symbolischer Ausdruck dessen, was mit der Einwanderung in das verheißene Land als Gabe Gottes erfahren wurde. Danach folgen aber in V. 5 ff. Aussagen, die, mit der Vätergeschichte beginnend, bis zur Einwanderung führen und von Gerhard von Rad als „Credo“ bezeichnet wurden.<sup>27</sup> Wenn v. Rad in Jos 24,2 ff., Ps 136, 105 und 78 ähnliche Strukturen feststellt und dies mit dem Aufbau der Mosebücher vergleicht,<sup>28</sup> und wir eine ähnliche Zusammenfassung in Dtn 6 entdecken konnten, kann man davon ausgehen, dass es sich dabei im Kern um Memorierstoff handelt, der in verschiedener Form bei unterschiedlichsten Gelegenheiten und Anlässen rekapituliert wurde.

### *2.3 Vom schwindenden Grundkonsens*

Als ich junger Dorfpfarrer war, bestand noch ein gesellschaftlicher Grundkonsens über Recht und Anstand. Nicht dass man sich unbedingt daran hielt, aber man wusste noch: „ma sott“, „man sollte“. Dies erleichterte z.B. die Behandlung der Zehn Gebote im Unterricht und die Übertragung auf konkrete Fälle des Alltags. Einige Jahre später erlebte ich bei Schulbesuchen landauf, landab, dass dieser Grundkonsens geschwunden war. Man konnte nicht mehr die Tragweite und Auswirkung der Gebote Gottes erörtern, sondern die Religionslehrerinnen und Religionslehrer sahen sich vor der Aufgabe zu begründen, dass es geltende göttliche Gebote überhaupt gibt. Mittlerweile galt als Hauptgebot, sich nicht erwischen zu lassen; denn was nicht bestraft werden konnte, war nicht verboten. Wenn wir uns heute über „Finanzhaie“, „Steuerflüchtlinge“ und Steuerbetrüger entrüsten, ist deren Verhalten die Folge dieses schwindenden Grundkonsenses über Verhaltensnormen, lediglich in größerem Maßstab.

Auf dem Hintergrund biblischer Grundvoraussetzungen ist daher die Frage, ob und wie durch Erziehung und Bildung sich wieder ein solcher Grundkonsens herstellen lässt.

## *3. Reformation und Bildung*

### *3.1 Melancthons Antrittsvorlesung 1518*

Die Reformation ist zum Teil ein Kind des technischen Fortschritts und des Humanismus; denn ohne die Erfindung der Buchdruckerkunst als Voraus-

setzung für mediale Präsenz und das humanistische Ziel, den Dingen auf den Grund zu gehen und damit „ad fontes“, zu den Quellen vorzudringen, wäre Luthers Protest gegen den Ablasshandel ein lokal begrenzter Gelehrtenstreit ohne Breitenwirkung geblieben.

Dass jedoch seine 95 Ablassthesen, die er selbst in lateinischer Sprache unter dem Titel „Disputatio pro declaratione virtutis indulgentiarum“ verfasst hatte, sich sehr schnell in deutscher Übersetzung verbreiteten, war einerseits dem großen Interesse an kirchlichen Reformen geschuldet, andererseits aber der Tatsache zu verdanken, dass durch die wenige Jahrzehnte zuvor erfundene neue Buchdruckerkunst eine rasche Vermehrung und Verbreitung möglich wurde.<sup>29</sup>

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, hatte 1502 eine landeseigene Universität gegründet und von Kaiser Maximilian bestätigen lassen. Ihr Name „Leucorea“ war nach damaligem humanistischem Brauch als griechische Übersetzung des Namens der Stadt gedacht und von „leukos“ (weiß) und „oros“ (Berg) abgeleitet, obwohl dies wohl eine Fehldeutung des Namens darstellt; denn dort gibt es keinen weißen Berg. Wahrscheinlich bedeutet der Name „weißer Sand“ (der Elbe). Allerdings macht diese Namensgebung die Verwurzelung in humanistischen Bildungszielen deutlich. Die Universitäts-satzung orientierte sich an der Universität Tübingen. „Dadurch, dass man sich an der Wittenberger Akademie auch der Humanistenforschung zuwendete, nahm sie bald eine führende Stellung ein.“<sup>30</sup>

Dazu waren entsprechende Professoren nötig. Auf Empfehlung Johannes Reuchlins, eines damals führenden Humanisten und Großonkels Melanchthons, wurde dieser nach Wittenberg berufen und sollte in der sog. Artistenfakultät, d.h. dem Grundstudiengang, Griechisch lehren. Bereits in Tübingen hatte er sich in diesem Fachgebiet profiliert, war darüber hinaus aber auch trotz seiner jungen Jahre ein äußerst beliebter akademischer Lehrer. So schrieb etwa der in Ettlingen wirkende Franziskus Friedlieb – bekannter unter seinem humanistischen Namen „Irenicus“ – über ihn:

„Mein anderer Lehrer war Philipp aus Bretten, kaum 20 Jahre alt, im übrigen ausge-reift und in wissenschaftlichen Kenntnissen keinem nachstehend. Wie viel ihm die Jahre und Beschwerden des Körpers entzogen, so viel fügten sie seinem Geiste hinzu. Je schwächer am Leib, desto herrlicher im Geist. Ich rede die Wahrheit: ... daß alle von jedem beliebigen fremden Lande oder Alter bezeugen, keinen Jüngling von solcher Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit, keinen mit so zahlreichen Fertigkeiten ausgerüstet, in so vielen Wissenschaften unterrichteten Mann gehört oder gesehen zu haben.“<sup>31</sup>

Insofern verwundert es nicht, welche mutigen und reformerischen Töne er 1518, etwa ein halbes Jahr nach Luthers Thesenanschlag, als Einundzwanzigjähriger

bei seiner Antrittsvorlesung anschlug. Seine Rede stand unter dem Motto: „Über die Notwendigkeit, die Studien der Jugend grundlegend neu zu gestalten“. Einleitend betonte er, dass es nicht seiner Art entspreche, „es an der geziemenden Zurückhaltung fehlen zu lassen“. Diese Bemerkung mag geltenden Höflichkeitsformen entsprochen haben. Danach erklärt er jedoch, warum er trotzdem vor diesem „hochwohlloblichen Hofstaat von Rednern“ derartig forsch auftritt:

„Aber zum einen das Gefühl, zu redlicher und verantwortungsbewußter wissenschaftlicher Arbeit verpflichtet zu sein, zum anderen die Zuständigkeiten meines Amtes drängten mich dazu, euer Interesse für alle unverfälschten Wissenschaften und die wiedererwachenden Musen auf so eindringliche Weise wie möglich zu gewinnen. Für jene habe ich nämlich Partei ergriffen, um sie gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die, als Barbaren mit barbarischen Machenschaften, das heißt mit Gewalt und Betrug, sich in den Schulen Titel und Vorrechte von Gelehrten angemäht haben und die Menschen fast bis in die jüngste Zeit mit boshaften Einfällen davon abhalten, neue Wege einzuschlagen. Während die deutsche Jugend seit einigen Jahren versucht, sich an irgendeiner Stelle an dieser fruchtbaren Auseinandersetzung der Wissenschaften zu beteiligen, gibt es auch heutzutage noch immer nicht wenige, die sie, gleichsam aus vollem Lauf heraus, aufhalten wollen mit einer Lüge, die den Erfindungsreichtum eines Thrakers an Plumpheit noch übertrifft: Das Studium der sich neu belebenden antiken Literatur bringe im Verhältnis zu seiner Schwierigkeit zu geringen Nutzen; wenn sich manche Leute mit Begeisterung dem Griechischen widmeten, so betrieben sie in verwerflicher Weise Müßiggang und eigneten es sich nur an, um prahlen zu können; zweifelhaft sei der Wert, den man dem Hebräischen beimesse; darüber gerate die herkömmliche Pflege der Künste und Wissenschaften ins Hintertreffen, und es werde zu einer Abkehr von der Philosophie kommen – und was es an derlei abschätzigen Redensarten mehr gibt.“<sup>32</sup>

Um Melanchthons Angriff richtig zu verstehen, muss man sich bewusst machen, wie das Schul- und Universitätssystem seiner Zeit aussah. Die Schulen dienten hauptsächlich der Heranbildung des priesterlichen Nachwuchses,<sup>33</sup> aber auch zur Vorbereitung auf andere akademische Berufe, Juristen und Mediziner. Sie waren Kirchenschulen, die nicht nur Latein als Kirchensprache lehrten, sondern die Kinder und Jugendlichen durch Beteiligung am gottesdienstlichen Leben, z.B. als Chorknaben, kirchlich sozialisierten.<sup>34</sup> Auch die kirchlichen Orden unterhielten Schulen. So kam es, dass Luther in Magdeburg „zu den Nullbrüdern in die Schule ging“.<sup>35</sup> Von diesen Schulen war selbstverständlich keine kritische Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition zu erwarten.

Dabei kamen durchaus auch antike Schriftsteller zu Wort, soweit sie sich für eine moralische Nutzenanwendung eigneten. So urteilt Luther im Rückblick auf seine eigene Schulzeit über den antiken Fabeldichter Äsop, er enthalte

„die allerhübschesten Geschichten und Schilderungen. Wenn die Sittenlehren [schon] den jungen Leuten dargeboten werden, tragen sie viel zum Aufbau bei.“<sup>36</sup>

Für Luther waren sie daher „nächst der Bibel die besten, besser als die verstümmelten Sprüche aller Philosophen und Juristen“.<sup>37</sup>

An den Universitäten wurde Theologie nicht als Studium der Schriften des Alten und Neuen Testaments gelehrt, sondern anhand von „Scholien“, d.h. Erklärungen der Kirchenlehrer. Das griechische Neue Testament, das Erasmus von Rotterdam erstmals 1516 herausgegeben hatte, spielte dabei keine Rolle. Hier setzt u.a. Melanchthons Kritik an:

„Durch diesen Verfall im Bereich des Religiösen wurden die christlichen Bräuche und Sitten der Kirche, durch jenen Verfall im Bereich der Philosophie die wissenschaftlichen Studien ins Wanken gebracht. Wäre nur einer der beiden Bereiche betroffen gewesen, hätte man seinen Verfall vielleicht gelassener hinnehmen können. Denn einerseits hätten die Bräuche der Kirche, wären sie vom Verfall verschont geblieben, eine Wiederbelebung der immer weiter verfallenden Wissenschaften unschwer herbeiführen können; aber ebenso wäre es den ernsthaft betriebenen Wissenschaften, hätten sie keinen Schaden davongetragen, unschwer möglich gewesen, der in Verfall geratenen Moral der Kirche neuen Halt zu geben, die niedergeschlagenen Menschen wieder aufzurichten, ihnen neuen Mut zu geben und Ordnung in ihr Leben zu bringen. Tatsächlich aber ging die Entwicklung [...] dahin, daß an die Stelle ehrbarer Wissenschaften minderwertige und an die Stelle althergebrachter Frömmigkeit Zeremonien, Menschensatzungen, Konstitutionen, Dekrete, Ordensregeln, Dekretalen und erklärende Zusätze von geistigen Kleingeistern traten. Und es erwies sich als wirkungslos, was die Väter auf der Synode von Nikaia wohlweislich festlegten, nämlich: »Die alten Sitten sollen verbindlich bleiben«.

Für manchen mögen diese Äußerungen als zu kühn erscheinen, als daß sie von meinem Alter oder meinen Studien ein vorteilhaftes Bild abgeben. Doch erfordern, um es deutlich zu sagen, die Interessen von euch edelgeborenen jungen Leuten ein solches Vorgehen.“<sup>38</sup>

Melanchthon ist sich der Ungeheuerlichkeit seiner Kritik und der darauf beruhenden Forderungen durchaus bewusst, holt er doch zu einem Rundumschlag aus. Er sieht jedoch einen Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Bildungsverständnissen und -inhalten und den reformbedürftigen Zuständen in Kirche und Gesellschaft seiner Zeit. Er verfolgt damit deshalb nicht nur bildungspolitische Absichten, sondern auch eine Kirchenreform, die dem humanistischen Ideal folgend „ad fontes“, zu den Quellen und Wurzeln führt.

Im weiteren Verlauf fordert er, die Ausbildung der Jugend müsse dahin gehen, dass sie zum „Reden und Urteilen gut ausgerüstet“ sind und fährt danach fort:

„Das Studium der griechischen Literatur muß mit dem der lateinischen Hand in Hand gehen, um zu vermeiden, daß, wenn man sich an das Lesen von Philosophen, Theologen, Historikern, Rednern und Dichtern machen will, wohin auch immer man sich wendet, man nicht die Sache selbst erfaßt, sondern nur den Schatten der

Dinge [...]. Hiermit ausgerüstet gleichsam wie mit einem Reisegeld, mache dich geradewegs »und beschwingt«, wie Platon sagt, an die Philosophie! Denn ich bin durchaus der Meinung, daß jemand, der in Kirche oder Staat etwas Bedeutendes erreichen will, zu wenig schaffen wird, wenn er nicht zuvor seine geistigen Fähigkeiten durch die allgemeinbildenden Fächer – so nämlich bezeichne ich die Philosophie – verständig und ausreichend geschult hat. Ich habe nämlich etwas dagegen, daß jemand das Philosophieren als Possenreißerei betreibt, denn so etwas führt dazu, daß man schließlich auch den Gebrauch des gesunden Menschenverstands verlernt.“<sup>39</sup>

Melanchthon entwirft also ein umfassendes Bildungsprogramm, das Grundlagen für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den realen Sachverhalten schafft; denn diese schärfen den „gesunden Menschenverstand“. Melanchthons Vorstellungen dienten somit auch Luthers Absichten, das originale Verständnis der Bibel zu fördern.

### 3.2 *Luthers Bildungsprogramm*

Von Luther sind zwei Schriften besonders zu bedenken, zunächst seine Denkschrift „An die Rats Herrn aller Städte deutsches Lands, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524) sowie die einige Jahre später die auf eine Predigt zurückgehende Schrift an die Eltern „Eine Predigt, dass man Kinder zur Schulen halten solle“ (1530).

#### a. *An die Rats Herrn*

Waren die Träger der schulischen Bildung bis dahin Kirche und geistliche Orden, so sah Luther darin jetzt eine öffentliche Aufgabe. Allgemeine Schulpflicht gab es noch nicht; damit konnte er auch nicht unbedingt den Staat (d.h. die Fürsten, die Obrigkeit) in die Verantwortung rufen; also kam in erster Linie die kommunale Verwaltung in Frage. Seiner Argumentation ist durchaus auch anzumerken, dass er über das, was er mit seinem reformatorischen Wirken angestoßen hatte, einen gewissen Stolz empfand:

„Wir sind allzu lange gnug deutsche bestien gewesen. Last uns eyn mal auch der vernunft brauchen / das Gott mercke die danckbarkeyt seyner güter / und ander lande sehen / das wyr auch menschen und leute sind / die etwas nützlichs entwedder von yhn lernen oder sie leren künden / da mit auch durch uns die welt gebessert werde.“<sup>40</sup>

Im Ausbau des bürgerlichen Bildungswesens sieht er einen Akt der Dankbarkeit gegenüber Gott für die Reformation als Folge eines neuen Schriftverständnisses. Während bisher das Ausland, insbesondere wohl die Italiener auf die ungebildeten Deutschen herabgeblickt haben,<sup>41</sup> sieht er jetzt die Zeit gekommen, in der auch jene von den Deutschen etwas lernen können, vorausgesetzt, dass diese durch eine entsprechende Schulbildung das Neue, das Luthers Reformation gebracht hat, auch umsetzen können und die dazu er-

forderlichen Fähigkeiten erwerben. Luther vertritt sogar in gewisser Weise schon das Subsidiaritätsprinzip, indem er argumentiert:

„Ja sprichstu / solchs alles ist den eltern gesagt / was gehet das die radherrn vnd oberkeyt an? Ist recht geredt / ia wie wenn die eltern aber solchs nicht thun? wer solls denn thun? solls drumb nach bleyben vnd die kinder verseumet werden? Wo will sich da die oberkeyt vnd Rad entschuldigen / das yhnen solchs nicht sollt gepüren?“<sup>42</sup>

Er nennt anschließend allerlei Gründe dafür, dass Eltern dieser Aufgabe nicht nachkommen, darunter Unfähigkeit, Sorge um die Ernährung der Familie usw., und kommt zu dem Schluss:

„Darumb wills hie dem Rad vnd der oberkeyt gepüren / die aller grössesten sorge vnd vleis auffs iunge volck zu haben.“<sup>43</sup>

Nachdem er zu Beginn dieser Schrift an die Ratsherren breit ausgeführt hatte, es sei des Teufels List, das (junge) Volk vom Lernen abzuhalten, damit es das Evangelium nicht erkennen könne, fügt er jetzt noch ein politisches Argument hinzu:

„Nu ligt eyner stad gedeyen nicht alleyne darynn / das man grosse schetze samle / feste mauren / schöne heusser / viel büchsen vnd harnisch zeuge / Ja wo des viel ist / vnd tolle narren drüber komen / ist so viel deste erger / vnd deste grösser schade derselben stad. Sondern das ist einer stad bestes und aller reichest gedeyen / heyl und krafft / das sie viel feyner gelerter / vernünfftiger / erbar / wol gezogener burger hatt / die künden darnach wol schetze / und alles gut samlen / hallten und recht brauchen.“<sup>44</sup>

Die Aktualität solcher Bemerkungen muss nicht besonders hervorgehoben werden. Bereits vorher hatte er eine falsche Prioritätensetzung bemängelt:

„Lieben herrn / mus man ierlich so viel wenden an büchsen / wege / stege / demme / und der gleichen unzelichen stücke mehr / da mit eyne stad zeyttlich fride und gemach habe. Warumb sollt man nicht viel mehr / doch auch so viel wenden an die dürfftige arme iugent / das man eynen geschickten man oder zween hielte zu schulmeystern?“<sup>45</sup>

Luther ist nicht weltfremd, sondern weiß genau, womit er überzeugen kann. Er stellt sich durchaus auf die an materiellem Erfolg orientierte Denkweise seiner Zeitgenossen ein und argumentiert daher auch auf dieser Ebene:

„Ists nicht fur augen / das man ietzt eynen knaben kann ynn dreyen iaren zu richten / das er nun seyнем funffzehenden odder achtzehenden iar mehr kann / denn bisher alle alle hohen schulen vnd klöster gekund haben? Ja was hat man gelernt ynn hohen schulen vnd klöstern bisher / denn nür esel / klötz / vnd bloch werden? zwentzig / vierzig iar hat eyner gelernt / vnd hat noch widder lateinisch noch deutsch gewust. Ich schweyge das schendlich lesterlich leben / darynnen die edle iugent so iemerlich verderbt ist.“<sup>46</sup>

Dies mag zunächst einmal zur Situationsschilderung genügen; wir werden aber in anderem Zusammenhang nochmals auf diese Schrift zurückkommen müssen.

*b. Eine Predigt, dass man Kinder zur Schulen halten solle*

Luther sah sich genötigt, nicht nur den Ratsherren der Städte die Pflicht zur Errichtung von Schulen aufzuerlegen, sondern auch die Eltern zu ermahnen, ihre Kinder tatsächlich in diese Schulen zu schicken. So hat er einige Jahre später eine Predigt in ein Mahnschreiben an die Eltern umgewandelt. Die darin geäußerten Gedanken Luthers zu Bildungsfragen sind nicht anderer Natur, aber auf die Argumente von Eltern zugespielt. Viele der Argumente seitens der Elternschaft, gegen die Luther angeht, haben sich offensichtlich bis heute erhalten.

Typisch für seine Zeit, insbesondere für seine Sicht ist allerdings, dass er in der Bildungsunwilligkeit ein Werk des „leidigen Satans“ sieht,

„auff das er das heilige Euangelion vnd Gottes reich / verstöre /odder / wo ers nicht verstoren kan / doch jnn alle wege hindere / vnd wehre / das ja nicht fort gehe odder vberhand kriege“<sup>47</sup>

Luther sieht also die Bildungsfrage in einem welthistorischen, apokalyptischen Zusammenhang, dem Kampf zwischen Gottesreich und Satansherrschaft. Insofern ist auch sein Bildungsziel nicht der berufliche und wirtschaftliche Erfolg der Jugend, sondern die Ausbreitung und Festigung der Gottesherrschaft. In diesen Rahmen ordnet er auch die mangelnde Bereitschaft der Eltern ein, ihre Kinder zur Schule zu schicken:

„Unter welchen tücken dis fast der grössesten (ists nicht gar das grössest) einer ist / da er den gemeinen man also beteubet und betruget, das sie ihre kinder nicht zur schulen halten noch zur lere zihen wollen / gibt jhn diese schedliche gedanken ein / weil nicht hoffnung da ist / der Moncherey / Nonnerey / Pfafferey / wie bis her gewesen / so durffe man keiner gelerten / noch viel studierns mehr / Sondern musse trachten / wie man narung vnd reichtumb vberkome.“<sup>48</sup>

Diese Frontstellung Luthers gegen materialistisches Denken ist schon aus der Schrift an die Ratsherren bekannt. Offensichtlich hat er dies als eines der Hauptprobleme empfunden. Hand in Hand damit geht aber für ihn auch das Argument einer Volksbildung und Kultur, die nach seiner Überzeugung der Teufel verhindern will:

„Denn wo die schrifft und kunst untergehet, was will da bleiben inn deutschen landen denn ein wüster wilder hauffen Tattern<sup>49</sup> odder Turcken ja villeicht ein sew stall und eine rotte von eitel wilden thieren?“<sup>10</sup> Solchs lesset er sie aber jtz nicht sehen / vnd blendet sie meisterlich / auff das / wenn es dahin keme / vnd sie durch erfahrung solchs sehen musten / er denn aller klage vnd heulen möchte jnn die faust lachen / als

die nun nicht mehr kundten / ob sie gern wolten / der sachen raten noch helffen / vnd sagen müsten / Es ist zu lange geharret / vnd denn gern wolten hundert gulden geben fur einen halben gelerten / da sie jetzt nicht zehen gegeben hetten / fur zween ganz gelerten.“<sup>50</sup>

Welches Bild man von den Deutschen hatte, die angeblich nur kriegen, fressen und saufen können, zeigte bereits die Schrift an die Ratsherren. Luther sieht in seiner Forderung nach Schulbildung jedoch nicht nur eine nationale, sondern auch eine geistliche Verantwortung. Dabei sind für ihn die durch den Humanismus speziell in Deutschland gebotenen Chancen ein Angebot Gottes. Er hält daher den an wirtschaftlichem Gewinn orientierten Eltern eine Gegenrechnung vor:

„Weil sie itzt nicht wollen neeren noch halten frume / ehrliche / züchtige schulmeister vnd lerer / von Gott dar geboten / die jre kinder zu Gottes furcht / zucht / kunst / lere vnd ehre zihen / mit grosser erbeit / vleis vnd mühe / dazu mit geringer Kost vnd gelt / So sollen dafür kriegen Locaten<sup>51</sup> / Bachanten / grobe esel vnd tolpel / wie sie vorhin gehabt haben / die jre kinder mit grosser kost vnd gelt / dennoch nichts anders lernen / denn eitel esel sein / Vnd da fur jhre weiber / töchter / megde zu schanden machen / vnd da zu herrn vber ihr haus vnd guter seien / wie bis her geschehen ist / Solchs sol der lohn sein / jhrer grossen schendlichen vndanckbarkeit / dar ein sie der teuffel listiglich furet.“<sup>52</sup>

Dass er sich um derlei Fragen kümmert, begründet er mit seinem besonderen Verständnis des evangelisch verstandenen geistlichen Amtes:

„Weil wir nu sollen widder solche vnd andere böse tücke / als die seel sorger wachen / aus pflicht vnsers ampts / müssen wir warlich hie nicht schlaffen / an welchem so grosse macht ligt / Sondern anregen / vermanen / reitzen / hetzen / mit aller macht / vleis vnd sorge / das sich der gemeine man nicht so jemerlich lasse betriegen vnd verführen vom teuffel / Darumb sehe ein jglicher auff sich / vnd neme seins ampts war / das er hie nicht schlaffe vnd den Teuffel lasse Gott vnd herre sein / Denn wo wir hie schweigen und schlaffen / das die iugent so verseumet / vnd vnser nachkommen Tattarn odder wilde thier werden / so wird es vnsers schweigens vnd schnarckens schuld sein / vnd werden müssen schwere rechenschaft da fur geben.“<sup>53</sup>

Er hält es also für seine seelsorgerliche Pflicht, nicht nur darauf hinzuweisen, sondern mit allem Nachdruck zu „vermahnen, reizen, hetzen“ und sich nicht durch Schweigen und Schnarchen schuldig zu machen.

### *c. Bildung und Evangeliumsverkündigung*

Luther verband mit seinen bildungspolitischen Forderungen vor allem ein beträchtliches kirchenpolitisches Anliegen. Bemerkenswert sind dabei, die differenzierten Anforderungen, die er an verschiedene kirchliche Funktionen stellt:

„Darumb ists gar viel eyn ander ding / vmb eyne schlechten prediger des glaubens / vnd vmb eyne ausleger der schrift / odder wie es S. Paulus nennet / eyne propheten.

Eyn schlechter prediger (ist war) hat so vil heller sprüch vnd text durchs dolmetschen / das er Christum verstehen / leren / vnd heyliglich leben vnd andern predigen kan. Aber die schrift aus zulegen vnd zu handeln fur sich hyn / vnd zu streyten widder die yrrigen eynfürer<sup>54</sup> der schrift / ist er zu geringe / das lesset sich on sprachen nicht thun. Nu mus man yhe ynn der Chrsitenheyte soliche propheten haben / die die schrift treyben / vnd auslegen / vnd auch zum streyt tugen / vnd ist nicht genug am heyligen leben vnd recht leren. Darumb sind die sprachen stracks vnd aller dinge von nöthen ynn der Christenheyte / gleich wie die Propheten / odder ausleger / obs gleich nicht not ist / noch seyn mus / das eyn iglicher Christ odder prediger sey eyn solich Prophet / wie sanct Paulus sagt 1. Cor 12 vnd Eph 4.<sup>55</sup>

Dem gewöhnlichen Prediger traut er also zu, dass er zur Erbauung und Ermahnung der gottesdienstlichen Gemeinde über einen genügend großen Schatz an nützlichen Bibelsprüchen in deutscher Übersetzung verfügt, um damit seinen Dienst ausfüllen zu können. Dabei darf die Bezeichnung als einen „schlechten Prediger“ nicht im abwertenden Sinn verstanden werden. „Schlecht“ entspricht hier unserem Wort „schlicht“, einfach. Diese Verkündiger werden gebraucht, aber dies genügt nicht. Die Kirche braucht außerdem dringend Fachexegeten, die Luther mit den neutestamentlichen Propheten gleichsetzt. Denn es geht einerseits darum, die Schrift „für sich hyn“ auszu-legen, d.h. auf ihren eigentlichen Aussagegehalt hin zu erforschen, und außerdem mit Argumenten der Schrift gegen diejenigen zu argumentieren, die missbräuchlich mit der Bibel umgehen.

Diese Haltung nahm Luther bereits 1521 auf dem Reichstag in Worms ein. In einer seiner Tischreden berichtete er fast zwanzig Jahre später über die verschiedenen Verhandlungen, darunter auch vor einem Ausschuss, dem neben einigen Bischöfen und Fürsten u.a. der badische Kanzler Dr. Hieronymus Veh sowie der kursächsische Rat Friedrich von Thun angehörten, die ihm die beanstandeten Artikel vorlegten,

„wiewohl ich der Juristerei und Hofrede ungewohnt war, widerlegte ich sie ihm trotzdem alle und sagte, ich könnte alles leiden, Papst, Fürsten, auch alle Gewalt der Kirche, und wollte alles tun, was ich nur sollte, allein von der Heiligen Schrift könnte ich nicht weichen, da könnte ich nichts davon hingeben, denn sie wäre nicht mein, sondern unsres Herrgotts. Da sagte der Markgraf:<sup>56</sup> »Herr Doktor, wenn ich Euch recht verstehe, so könnt Ihr von der Heiligen Schrift nicht weichen?« Da sagte ich: »Ja, darauf stehe ich!« Da ließen sie mich wieder weggehen und gingen auch auseinander.“<sup>57</sup>

Wenn Luther in seiner Schrift an die Ratsherren auf die Notwendigkeit theologischer Diskussionen und Streitgespräche verweist, kann er sich also auf vielfältige eigene Erfahrungen berufen.

Dem Argument, die mittelalterlichen Theologen hätten auch keine Kenntniss der biblischen Sprachen gehabt, hält er entgegen:

„O wie fro sollten die lieben veter gewesen seyn / wenn sie hetten so kund zur heyligen schrift komen vnd die sprachen leren / alls wyr erlanget / da wir mit halber / ia schier on alle erbeyt / das gantze brod gewynnen künden. O wie schendet yhr fleys vnser faulheyt? Ja wie hart wird Gott auch rechen solchen vnsern vnfleys vnd vndackbarkeit.

Da her gehöret auch / das S. Paulus 1. Cor 14 will / das ynn der Christenheyt soll das vrteyl sein vber allerley lere / dazu aller dinge von nöten ist / die sprache zuwissen. Den? der prediger oder lere mag wol die Biblia durch vnd durch lesen / wie er will / er treffe oder feyle / wenn niemand da ist / der da vrteyle / ob ers recht mache odder nicht. Soll man denn vrteylen / so mus kunst der sprachen da seyn / sonst ists verloren. Darumb ob wol der glaube vnd das Euangelion durch schlechte prediger mag on sprachen predigt werden / so gehet es doch faul vnd schwach / vnd man wyrd zu letzt müde vnd vberdrüssig vnd fellet zu poden. Aber wo die sprachen sind / da gehet es frisch vnd starck / vnd wird die schrift durch trieben / vnd findet sich der glaube ymer new / durch andere vnd ander wort vnd werck / das der 128. Psalm<sup>58</sup> solich studirn ynn der schrift vergleicht einer iaget vn spricht / Gott öffene den hirssen die dicke welde.<sup>59</sup> Vnd psalm 1. Eynem baum der ymer grünet vnd ymer frisch wasser hat.“<sup>60</sup>

Dieses Pochen auf der Kenntnis der biblischen Ursprachen hatte seinen Grund darin, dass für die mittelalterliche kirchliche Lehre der Text der Vulgata verbindlich war, der auf eine Übertragung des Hieronymus zurückgeht.

Auch in Auseinandersetzungen mit anderen kirchenkritischen Gruppierungen, z.B. den Täufern und anderen Gruppen, die sich auf unmittelbare Geisteingebungen beriefen, war für ihn die Schrift alleiniges Wahrheitskriterium:

„Es soll vns auch nicht yrren / das ettliche sich des geysts rühmen / vnd die schrift geringe achten. Ettliche auch wie die brüder Valdenses die sprachen nicht nützlich achten. Aber lieber freund / geyst hyn / geyst her / ich bin auch ym geyst gewesen / vnd habe auch geyst gesehen (wens yhe gelten soll von eygenem fleysch rühmen.) vielleicht mehr / denn eben die selbigen noch ym iar sehen werden / wie fast sie auch sich rühmen.“<sup>61</sup>

Hier greift Luther unmittelbar auf ein Pauluszitat zurück, der einst in Diskussionen um die Ehe angesichts der bald erwarteten Wiederkunft Christi seine Auffassung vertritt:

„Seliger ist sie aber, nach meiner Meinung, wenn sie ledig bleibt. Ich meine aber: ich habe auch den Geist Gottes.“ (1.Kor 7,40).<sup>62</sup>

Luther sieht seine schulpolitischen Forderungen also in einem umfassenden Zusammenhang, nicht nur unter bildungspolitischen Gesichtspunkten.

### *3.3 Wer die Schulen besuchen soll*

Georg Picht hat 1964 auf die „deutsche Bildungskatastrophe“ aufmerksam gemacht.<sup>63</sup> Auch er wies auf deren wirtschaftlichen Folgen hin: „Bildungs-

notstand heißt wirtschaftlicher Notstand.“<sup>64</sup> Ihm ging es dabei um einen Vergleich mit andern Kulturnationen, aber auch um ein Gerechtigkeitsproblem:

„In der modernen »Leistungsgesellschaft« heißt soziale Gerechtigkeit nichts anderes als gerechte Verteilung der Bildungschancen; denn von den Bildungschancen hängen der soziale Aufstieg und die Verteilung des Einkommens ab.“<sup>65</sup>

Damals besuchte der überwiegende Teil der Schüler, vor allem der Schülerinnen auf dem Land, keine weiterführenden Schulen. So konnte Picht fordern:

„Einer der wichtigsten Maßstäbe für die Verteilung der Sozialchancen in der Bundesrepublik ist die Streuung der Schulabgänger mit mittlerer Reife, denn der soziale Status einer breiten Gruppe von Berufen ist dadurch geradezu definiert, daß sie die mittlere Reife voraussetzen.“<sup>66</sup>

Im Frühjahr 1964, also um die Zeit der Entstehung dieser Schrift, konfirmierte ich ein Mädchen, das aus der 8. Volksschulklasse entlassen wurde. Meine Versuche, die Eltern zu bewegen, sie auf ein Aufbaugymnasium zu schicken blieben erfolglos. Sie musste ein halbes Jahr in einen Haushalt und anschließend in eine Fabrik. Heimlich besuchte sie die Abendrealschule und wurde nach der mittleren Reife Krankenschwester; später machte sie berufsbegleitend das Abitur und studierte Medizin. Heute ist sie eine international angesehene Ärztin.

Luther erkannte bereits zu seiner Zeit die Notwendigkeit auch der Mädchenbildung, selbst wenn er damit andere Ziele verband. Gegen elterliche Einwände im Blick auf den Zeitaufwand macht er zunächst für Jungen geltend:

„So sprichstu. Ja wer kan seyner kinder so emperen / vnd alle zu iunckern ziehen? Sie müssen ym hause der erbeyt warten &c. Antwort. Ists doch auch nicht meyne meynung / das man solche schulen anrichte / wie sie bisher gewesen sind / da eyn knabe zwentzig odder dreissig iar hat vber dem Donat vnd Alexander<sup>67</sup> gelernt / vnd dennoch nichts gelernt. Es ist itzt eyn ander welt / vnd gehet anders zu. Meyn meynung ist / das man die knaben des tags eyn stund odder zwo lasse zu solcher schule gehen / vnd nichts deste weniger die ander zeyt / ym hause schaffen / handwerck lernen / vnd wo zu man sie haben will / das beydes mit eynander gehe / weyl das volck iung ist / vnd gewarten<sup>68</sup> kan. Bringen sie doch sonst wol zehen mal so viel zeyt zu / mit keulichen<sup>69</sup> schießen / ball spielen / lauffen / und rammeln.“<sup>70</sup><sup>71</sup>

Danach geht er – für seine Zeit erstaunlich! – auf die Mädchenbildung ein:

„Also kan eyn meydlin ia so viel zeyt haben / das des tages eyne stunde zur schule gehe / vnd dennoch seyns geschaffts ym hause wol warte / Verschleffts vnd vertantzet vnd verspielet es doch wol mehr zeyt. Es feylet alleyn daran / das man nicht lust noch ernst dazu hat / das iunge volck zu zihen / noch der welt helffen vnd ratten mit seynen leuten. Der teufel hat viel lieber grobe blöche vnd vnnütze leut / das den menschen ia nicht zu wol gehe auff erden.“<sup>72</sup>

Dass es ihm dabei um eine allgemeine Bildung geht, zeigt die unmittelbare Fortsetzung:

„Wilche aber der ausbund<sup>73</sup> dar vnter were / der man sich verhofft / das geschickte leut sollen werden zu lerer / vnd lereryn / zu prediger vnd andern geystlichen emptern / die sol man deste mehr vnd lenger da bey lassen / odder gantz daselbs zu verordnen / wie wyr lesen von den heyligen mertern / die S. Hagnes vnd Agata vnd Lucia vnd der gleichen auffzogen. [...] So müssen wyr ia leut haben / die vns Gottis wort vnd sacrament reichen vnd seel warter seyen ym volck. Wo wöllen wyr sie aber nemen / so man die schulen zurgehen lesst / vnd nicht ander Christlicher auffrichtet?“<sup>74</sup>

Auch bezüglich der besonders Begabten denkt er also an die Mädchen, denn er sieht für sie die Tätigkeit als Lehrerin vor.

Anschließend entfaltet er noch ein Curriculum des schulischen Lernens, das zeigt, dass er sich auch über methodische Grundsätze Gedanken macht, wobei hier auch der Einfluss Melanchthons deutlich wird.

#### 4. *Wir trainieren den Erfolg*

Der Titel dieser Tagung wurde gewählt, weil viele Nöte heutiger Schülerinnen und Schüler bis hin zum Scheitern darin ihre Ursache haben, dass sie von frühester Kindheit an auf Erfolg, und das heißt: Karriere getrimmt werden. Auch Luthers Bildungsziele waren erfolgsorientiert; aber für ihn bedeutete Erfolg etwas anderes als Karriere.

Zwar versuchte er den profitorientierten Eltern – und dazu gehörte die Mehrheit der Gesellschaft, auch die Ratsherren – deutlich zu machen, dass sich eine umfassende Bildung für das gesamte gemeinsame Wohl und damit auch für den Einzelnen vorteilhaft auswirkt. Aber in erster Linie ging es ihm darum, den neu entdeckten Schatz der göttlichen Botschaft in der Bibel, des Evangeliums, fruchtbar zu machen. Wenn das ganze Volk sich nicht mehr an einer in seinen Augen entarteten Frömmigkeit ausrichtete, sondern an Gottes Wort, dann war dies der eigentliche Erfolg seiner Bemühungen, den es zu trainieren galt.

#### Anmerkungen

- 1 Zugrunde liegt ein in 2. Tim 3,17 formuliertes Erziehungsziel, „dass der Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschickt.“ Dabei handelt es sich allerdings um eine irreführende Übersetzung; denn das griechische Wort ὀρθιος bedeutet eigentlich „richtig beschaffen“ und hat nichts mit einem Vollkommenheitswahn zu tun. Die Rev. Elberfelder Bibel übersetzt es daher mit „richtig“, die katholische Einheitsübersetzung mit „bereit“.
- 2 [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_griechischer\\_Phrasen](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_griechischer_Phrasen) (Stand 10.5.2013)
- 3 Nach Franz PASSOW, *Handwörterbuch der griechischen Sprache*, (1857) unver. Nachdruck, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983, Bd. I, S. 606, ist die Grundbedeutung des Verbs δέρω „abhäuten, schinden“, „später auch das Fell durchgerben, durchprügeln“.
- 4 [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_griechischer\\_Phrasen](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_griechischer_Phrasen) (Stand 10.5.2013)

- 5 Ebd.
- 6 <http://lesung.podspot.de/post/nietzsche-zarathustra-3teil-der-wander/> (Stand 10.5.2013)
- 7 Vgl. etwa: Ps 94,10: „Der die Völker in Zucht hält (רַדְּיָם), / sollte der nicht Rechenschaft fordern – er, der die Menschen Erkenntnis lehrt?“  
Lev 26,23 f.: Werdet ihr euch aber damit noch nicht von mir zurechtbringen lassen (לֹא תִצְדַּקוּ) und mir zuwiderhandeln, so will auch ich euch zuwiderhandeln und will euch siebenfältig mehr schlagen um eurer Sünden willen
- 8 Dass das Schwimmen lehren nur von „manchen“ als Vaterpflicht genannt wird, mag seinen Grund in den geografischen Gegebenheiten haben. Wer in Babylonien am Euphrat wohnte, tat gut daran, diese lebensrettende Maßnahme zu den väterlichen Grundpflichten zu rechnen; wer dagegen in Wüstengebieten wohnte, hatte dazu keine Gelegenheit.
- 9 Vgl. Lazarus GOLDSCHMIDT, *Der Babylonische Talmud* VI, S. 600
- 10 TR 2,1559; zit. nach Heinrich FAUSEL, *D. Martin Luther. Der Reformator im Kampf um Evangelium und Kirche*; Calwer Verlag/Quell-Verlag, Stuttgart 1955, S. 4
- 11 TR 3,3566A (März/Mai 1537), vgl. Fausel, a.a.O., S. 4
- 12 „Die Montessorimethode konzentriert sich als Pädagogik auf die Bedürfnisse, Talente und Begabungen des einzelnen Kindes.“ <http://de.wikipedia.org/wiki/Montessoripädagogik> (Stand: 16.5.13)
- 13 TR 5,5571 (Februar 1543), vgl. Fausel, a.a.O., S. 5 f.
- 14 Zit. nach [Hrsg.] Wilhelm NIESEL, *Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen der nach Gottes Wort reformierten Kirche*, 3. Aufl., Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich, o.J., S. 162 (Hervorhebung H.M.)
- 15 *Bekenntnisschriften der evangelischen Landeskirche in Baden*. 9. Aufl., Evangelischer Presseverband für Baden e. V., Karlsruhe 1995, S. 118 (Hervorhebung H.M.)
- 16 Ebd.
- 17 Fr. 86, vgl. Bekenntnisschriften Baden, S. 127
- 18 \* 20. 6. 1808 in Hamburg, † 31. 12. 1888 in Frankfurt/M.
- 19 Chaurew. Versuche über Jissorels Pflichten in der Zerstreuung (1925, p. 275); zitiert nach: Roland GRADWOHL, *Hasse nicht in deinem Herzen* (vierte Auflage der Grundgesetze des Judentums), ctb 21, Calwer Verlag, Stuttgart 1991, S. 61
- 20 [Übers.] W. HEIDENHEIM, *Seder haHaggada*, Erzählung von dem Auszuge Israels aus Ägypten (Rödelheimer Haggada), Victor Goldschmidt Verlag, Basel 1981, S. 7
- 21 Ebd.
- 22 Ebd., S. 10
- 23 *Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche*, 3. Auflage, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1956, S. 507.
- 24 Badische Bekenntnisschriften, a.a.O., S. 91
- 25 Ebd., S. 90.  
Luther lässt sich in der Vorrede zum Kleinen Katechismus über den Wissensstand der Pfarrer, den er bei Visitationen kennenlernte, in seiner gewohnt drastischen Sprache aus, dass nämlich „viel Pfarrherr fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakrament genießen, können wider Vaterunser noch den Glauben oder zehen Gebot, leben dahin wie das liebe Viehe und unvernünftige Säue und, nu das Evangelion kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu missebrauchen.“ Zit. nach Lutherische Bekenntnisschriften, a.a.O., S. 502
- 26 Bemerkenswert ist, dass die wörtliche Übersetzung von Dtn 6,22 nicht lautet, „Gott tat große und furchtbare Zeichen ...“, sondern „Gott gab ...“

- 27 Gerhard VON RAD, *Theologie des Alten Testaments*, Band I, Die Theologie der geschichtlichen Überlieferungen Israels, Chr. Kaiser Verlag, München 1967, S. 127.  
Er stellt als stilistisches Merkmal dieses Textes fest: „Er rekapituliert die Hauptdaten der Heilsgeschichte von der Väterzeit [...] bis zur Landnahme, und zwar in strenger Konzentration auf die objektiven Geschichtsfakten. Es fehlt – wie im Apostolikum! – jeder Hinweis auf ergangene Offenbarungen, Zusagen oder Lehren und erst recht jede Reflexion darüber, wie Israel sich nun seinerseits zu dieser Gottesgeschichte verhalten hat.“ (Ebd.)
- 28 Theologie, a.a.O., S. 128f.
- 29 Zu Entstehung und Verbreitung vgl. [Hrsg.] Otto CLEMEN, *Luthers Werke in Auswahl*, Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin 1950, Bd I, S. 2, bezüglich verschiedener Lutherbriefe: „Hiernach hat L. selbst die Thesen gleichzeitig auf doppelte Weise [...] veröffentlicht [...]: 1. durch Anschlag für die Disputation an Allerheiligen, 2. durch Mitteilung an einige gelehrte Freunde in und um Wittenberg [...]. Beide Male wandte er sich nur an Fachgenossen. Von ihrem Urteile wollte er es abhängig machen, ob die Thesen dann wieder verschwinden oder eventuell verbessert in weitere Kreise ausgehen sollten. Ganz wider Erwarten fanden nun aber die Thesen in dieser ihrer ersten Form schnell weitere Verbreitung auch in Laienkreisen, und sie wurden so oft im lateinischen Urtext und in deutscher Übersetzung gedruckt [...], dass L. sein Hinaustreten in die Öffentlichkeit bereute.“ [Anpassung der Rechtschreibung H.M.] Weitere Überlegungen zu Druck und Verbreitung ebd.
- 30 <http://de.wikipedia.org/wiki/Leucorea> (Stand 17.5.2013)
- 31 Gerhard ARNHARDT/Gerd-Bodo REINERT, *Philipp Melanchthon*. Architekt des neuzeitlich-christlichen Schulsystems, Auer Verlag, Donauwörth 1997, S. 56
- 32 Zitiert nach [Hrsg.] Michael BEYER u.a., *Melanchthon deutsch*, Band 1, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 1997, S. 42f.
- 33 Dies wird auch an einer Kritik Luthers am Verhalten der Eltern deutlich: „Denn wo sie hetten nicht allein den bauch vnd zeytliche narung fur yhre kinder gesucht ynn klöstern vnd stifften odder ym geystlichen stand / vnd were yhr ernst gewest / der kinder heyl vnd seligkeyt zu suchen / so würden sie nicht so die hende ablassen vnd hynfallen vnd sagen / Soll der geystliche stand nichts seyn / so wöllen wir auch das leren lassen anstehen vnd nichts dazu thun . . .“; Martin LUTHER: An die Ratsherrn aller Städte deutsches Lands, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524), in: *Werke in Auswahl*, unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, hg. von Otto Clemen, 2. Bd., Berlin 1950, S. 443.
- 34 Vgl. Fausel, a.a.O., S. 5
- 35 Zitat aus einem Brief Luthers, Br. 2,563; Fausel, a.a.O., S. 8
- 36 TR 3,3490 (Oktober/Dezember 1536), Fausel, a.a.O., S. 8
- 37 Ebd.
- 38 *Melanchthon deutsch*, Bd. I, a.a.O., S. 48
- 39 Ebd., S. 55
- 40 An die Ratsherrn, a.a.O., S. 460.
- 41 Vgl. ebd., S. 463: „darumb man auch von vns Deutschen nichts weys ynn andern landen / vnd müssen aller welt die Deutschen bestien heysen / die nichts mehr künden / denn kriegen vnd fressen vnd sauffen.“
- 42 An die Ratsherren, a.a.O., S. 447
- 43 Ebd., S. 448
- 44 Ebd.
- 45 Ebd., S. 445.
- 46 Ebd.

- 47 Martin LUTHER: Eine Predigt, dass man Kinder zur Schulen halten solle (1530), in: Werke in Auswahl, unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, hg. von Otto CLEMEN, 4. Bd., Berlin 1935, S. 148.
- 48 Ebd.
- 49 Anm. zu Z. 18, S. 148, Clemen 4: "tataren"
- 50 Dass man solle Kinder, a.a.O., S. 148
- 51 Anm. zu Z. 31, S. 148, Clemen 4: »schulgehilfen, unterlehrer« (aber mit verächtlichem beige-schmack)
- 52 Dass man solle Kinder, a.a.O., S. 148.  
Vgl. auch an die Ratsherren, a.a.O., S. 445: „Auch soll sich eyn iglicher burger selbs das lassen bewegen / hatt er bis her so viel gelts vnd gutts an ablas / messen / vigilien / stifften / testament / iartagen / bettel munchen / bruderschafften / walfarten vnd was des geschwürms mehr ist / verlieren müssen / vnd nu hynfurt / von Gottis gnadē / solches raubens vnd gebens loss ist / wöllt doch Gott zu danck vnd zu ehren / hynfurt des selben ein teyl zur schulen geben / die armen kinder auff zuzihen / das so hertzlich wol angelegt ist / so er doch hette müst wol zehen mal so viel vergebens den obgenanten reubern vnd noch mehr geben ewiglich / wo solchs licht des Eangelij nicht komen were / vnd yhn dauon erlöset hette / vnd erkenne doch / das / wo sich das weret / beschweret / sperret vnd zerret / das gewislich der teuffel da sey / der sich nicht so sperret / das mans zu klöstern vnd messen gab / ia mit hauffen dahyn treyb. Denn er fulet / das dis werck nicht seynes dings ist. So lasst nu dis die erste vrsach seyn / alle lieben herrn vnd fründe / die euch bewegen soll /das wyr hyrynn dem teuffel wider stehen / als dem aller schedlichsten heymlich feynde.“
- 53 Ebd., S. 148f.
- 54 An die Ratsherren, a.a.O., Anm. zu Z. 30, S. 453: »Citierer«
- 55 Ebd., S. 453
- 56 Markgraf Joachim von Brandenburg
- 57 TR 5,5342b (Sommer 1540), Fausel, a.a.O., S. 177
- 58 Anm. zu Z. 8, S. 455, Clemen 2: »Ps 29,9«
- 59 Anm. zu Z. 10, S. 455, Clemen 2: »wälder«
- 60 An die Ratsherren, a.a.O., S. 454f.
- 61 Ebd., S. 455
- 62 Vgl. auch 2.Kor 12,2ff.
- 63 Georg PICHT: *Die deutsche Bildungskatastrophe*, Analyse und Dokumentation. Freiburg im Breisgau 1964
- 64 Ebd., S. 17
- 65 Ebd., S. 31
- 66 Ebd., S. 32
- 67 Anm. zu Z. 21, S. 458, Clemen 2: »Aelius Donat, Ars Grammatica u. Ars minor, Alexander de villa Dei, Doctrinale puerorum«
- 68 Anm. zu Z. 26, S. 458, Clemen 2: »so lange als [nötig] fleiss darauf verwenden«
- 69 Anm. zu Z. 27, S. 458, Clemen 2: »kälchen, kügelchen«
- 70 Anm. zu Z. 28, S. 458, Clemen 2: »schäkern, balgen«
- 71 An die Ratsherren, a.a.O., S. 458
- 72 Ebd.
- 73 Anm. zu Z. 36, S. 458, Clemen 2: »die elite«
- 74 Ratsherren, a.a.O., S 458f.

## „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken“\*

### Erfolg und Scheitern als Kriterien eines christlichen Menschenbildes?

Scheitern ist unpopulär. Wer scheitert schon gerne? Erfolge sind gewünscht, machen glücklich, machen Menschen zu Idolen, zu Vorbildern – während Gescheiterte, verkrachte Existenzen das Interesse der Medien, der Gesellschaft, eines Vereins usw. schnell verlieren. Davon hören wir täglich in Funk und Fernsehen, sehen es in den Zeitungen und Zeitschriften: Erfolgreiche werden Superstars, Oscar-Gewinner, Goldmedaillengewinner oder stehen jedenfalls auf dem Treppchen. Die Geschlagenen, Gescheiterten vergießen vielleicht Tränen, erleben aber eine Schmach, eine Niederlage, von der sich viele nicht erholen. Lebensträume zerplatzen, auf die oft in langen entbehrungsreichen Jahren hingearbeitet wurde (Turner, Eiskunstlauf).

Wenn es in den Bereich des Spitzensports oder der Medien geht, geschieht das alles vor den Augen einer mehr oder weniger interessierten Öffentlichkeit. Viel öfter aber gibt es das Scheitern in Lebensentwürfen von „normalen“ Menschen, abseits einer weiteren Öffentlichkeit, nur dem näheren Umfeld bekannt, der Familie, dem Freundeskreis, den Arbeitskollegen, der Nachbarschaft. Da gibt es viele Formen des Scheiterns – angefangen in der Schule, wenn Klassen wiederholt werden müssen, wenn angestrebte Abschlüsse nicht erreicht werden. Wenn es keine Zulassung zum Traumstudium gibt, wenn keine Lehrstelle vorhanden ist, wenn die Arbeitsstelle verloren geht. Beziehungen kommen nicht zustande, zerbrechen. Ehen, die mit großen Hoffnungen begonnen wurden, werden geschieden. Grenzen tun sich auf, wo überfliegende Pläne in ganz andere Weiten gingen.

Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Geschichten vom Scheitern, zerbrochene Biographien – wer wüsste davon nicht zu erzählen, aus eigener Erfahrung, aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld. Medienberichte von Prominenten müssen gar nicht heran gezogen werden.

---

\* *Vorgetragen bei der GEE-Tagung: „Wir trainieren den Erfolg: Umgang mit dem Scheitern“, 11./12. Mai 2013 in Falkau*

Zu allen Zeiten gab es solches Scheitern. Aus geschichtlichen Quellen und aus literarischen Zeugnissen kennen wir viele Berichte von persönlichen, politischen, gesellschaftlichen Niederlagen. Wir hören und lesen von Menschen, die ihr Scheitern eingestanden haben und von anderen, die im Scheitern untergegangen sind. Wir lesen und hören nicht von dem massenhaften Schicksal all derer, deren Namen und Geschick nicht überliefert worden ist, die aber in ihrem Leben all dies auch erlitten haben, deren Lebenspläne sich nicht erfüllt haben, die untergegangen sind im Strudel der Geschichte.

Dennoch glaube ich, dass es nicht untypisch ist, dass die Fragen des Scheiterns in den letzten 100 Jahren besondere Beachtung gefunden haben. Ich sehe einen Zusammenhang mit unserem Menschenbild- und mit der Frage, wo wir Menschen denn Halt finden in unserem Leben. Einen Halt, der uns auch im Scheitern, in der Niederlage auffängt, so dass ein neuer Anfang gemacht werden kann, ein neuer Lebensplan entworfen werden kann und nicht Verzweiflung und Depression die notwendige Folge sind.

Derzeit wird das Thema „Scheitern“ in den Medien vor allem am Beispiel von Uli Hoeneß diskutiert. Giovanni di Lorenzo, der Chefredakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT hat dazu auf ein Buch hingewiesen, das Prominente beschreibt, die auf ihrem Lebensweg einen „brutalen Karriereknick“ erlebt haben<sup>1</sup>. Und er kommentiert: *„Die meisten leiden bis heute nicht so sehr am Fehler, über den sie stolperten, sondern daran, dass sich die öffentliche Wahrnehmung auf diesen Fehler fokussiert, wodurch die gesamte Lebensleistung verdunkelt wird“*<sup>2</sup>. Seine Schlussfolgerung: *„Das ist Grausamkeit im Zeichen der Tugend“*.

### 1. Zum herrschenden Menschenbild

Das in unserer Gesellschaft derzeit vorherrschende Menschenbild ist – wenn ich es so pauschal sagen darf – von zweierlei säkularen Grundannahmen bestimmt: von einer Fortschrittsideologie und von der Ökonomie.

Die Idee – oder auch: Ideologie – des Fortschritts ist eine Folge der Aufklärung, hat sich also schon über einige Jahrhunderte angebahnt und kommt seit dem 20. Jahrhundert voll zur Entfaltung. Es ist die Vorstellung eines permanenten Vorangehens und Übertrumpfens des Alten durch das Neue. Sie kennen das als Lehrerinnen und Lehrer nur zu gut: Eltern erwarten, dass die Kinder mehr erreichen als sie selbst, sie sollen es besser haben, mehr besitzen, einen weiteren Horizont haben usw.

Es gehört dazu der optimistische Glaube, dass die Welt immer beherrschbarer wird, dass die Wissenschaft für die immer noch offenen Fragen (z.B. bei der

Behandlung von Krankheiten) Lösungen finden wird. Und es gehört auch die Kehrseite dazu: diejenigen, die es nicht verstehen, in solch idealer Umgebung zu reüssieren, Erfolge zu haben, sind Versager. Eine andere Erklärung für das Scheitern eines Lebensentwurfs kann es schließlich nicht geben. Daher müssen sie Versager sein. Ein Scheitern, eine Abwärtsentwicklung einer Familie, einer Firma, einer Gesellschaft gehört nicht zum Programm.

Der zweite Punkt, den ich hier nennen möchte, ist die Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Das hat zuletzt Frank Schirrmacher in seinem Buch „Ego“ deutlich herausgestellt<sup>3</sup>: die Ökonomie ist zur Leitwissenschaft in unserer Gesellschaft geworden, den Kriterien von Gewinnmaximierung, Wachstum, und Marktbeherrschung wird alles andere unterworfen. Menschen sind nur noch Kostenfaktoren (als Arbeitnehmer) bzw. Kunden. Wie beherrschend diese Ökonomisierung geworden ist, zeigt sich ja auch in den verräterischen Begriffen, die selbst unsere Kirche verwendet: wenn alle Planungen zu „Projekten“ werden und Gottesdienste, Unterricht, Tagungen oder selbst Seelsorgespräche zum „Produkt“, wenn es um Alleinstellungsmerkmale, um Effizienz, Zertifizierungen usw. geht, wenn zu allen „Angeboten“ bzw. Produkten der Kirche Kosten-Leistungs-Rechnungen angestellt werden, dann wird deutlich, wie stark der Geist der Ökonomisierung in die Kirche Einzug gehalten hat. Es sind Termini und Kriterien, die die Kirche sich eingehandelt hat, weil sie Beratungsfirmen aus dem Umkreis der Wirtschaft eine wesentliche Rolle bei der oft notwendigen Neugestaltung des kirchlichen Lebens und ihrer Erscheinung in der Gesellschaft zugebilligt hat.

In unserer Gesellschaft zählt Leistung. Und die Leistung lässt sich ablesen am Verdienst und an der Karriere. Daher zählt auch die Arbeit einer Mutter, die Kinder erzieht, in unserer Gesellschaft so wenig – trotz vieler Sonntagsreden von Politikern – weil sie kein Geld verdient, damit offenkundig nicht zum Brutto-Inlandprodukt beiträgt. Die kritische Betrachtung von Menschen mit Behinderungen, die immer wieder zu hörende Klage, dass die letzte Lebenszeit von Menschen für die Krankenkassen – und damit für die Allgemeinheit – die teuerste sei, und – so kann man manche Voten ergänzen – völlig sinnlos, wo diese Menschen doch nichts mehr für die Gesellschaft beitragen und eine aktive Sterbehilfe humaner (und kostengünstiger) wäre. Der Utilitarismus, der vor Jahren mit dem Namen des australischen Philosophen Peter Singer verbunden war, hat sich längst in die Mitte der Gesellschaft vorgearbeitet.

Sind Leistung und Erfolg aber angemessene Kriterien zur Beurteilung von Menschen? Was ist mit denen, die keine Leistung bringen können, die nach diesen Maßstäben scheitern? Wie verhält sich der Umgang mit Erfolg und Scheitern zu einem christlichen Menschenbild?

## 2. Erfolg und Scheitern und das christliche Menschenbild

Ich erlaube mir hier holzschnittartig von einem christlichen Menschenbild zu sprechen, Sie werden natürlich auch andere Ansätze in der Bibel und in der christlichen Tradition finden. Aber wenn wir nach Zügen eines Menschenbildes fragen, die in der Bibel vorherrschen – und die von vielen Kritikern des Christlichen als ihr Spezifikum beschrieben werden, so können wir doch einige Punkte nennen.

1. Es gibt in der Bibel selbstverständlich die Erfolgreichen, die Glücklichen, die fröhlich ihren Glauben leben und Gott für ihren Wohlstand und für ihr gelingendes Leben danken. Ich denke an die Erzväter und -mütter, an Abraham, Isaak, Jakob, Josef. Ich denke an Könige wie David und Salomon. Natürlich haben sie Anfechtungen, schwierige Phasen im Leben durchzustehen gehabt – aber sie überwinden sie und danken Gott für seine Hilfe dabei. Ich denke an die Beter der Lob- und Dankpsalmen, auch an Hiob, der als Gottesfürchtiger reich und glücklich geworden ist und nach seiner Versuchung auch wieder in seinen alten Stand zurück versetzt wurde: einschließlich einer neuen Kinderschar.
2. Die Bibel ist aber auch angefüllt mit Gestalten, die gescheitert sind, die Schuld auf sich geladen haben und dennoch von Gott angenommen wurden: es beginnt mit Adam und Eva. Giovanni di Lorenzo erinnert in seinem schon genannten Artikel in der ZEIT an ihr Scheitern und daran, wie sehr dieser Aspekt in der Gesellschaft in Vergessenheit geraten ist: *„Wir leben in einer Gesellschaft, die sich ihrer christlichen Wurzeln kaum noch bewusst ist, sonst wäre vermutlich stärker präsent, dass der Sündenfall zum Gründungsmythos unserer Religion gehört.“*<sup>4</sup>.

Die Linie setzt sich fort mit Jakob, der Vater und Bruder betrügt, mit seinen Söhnen, die den Bruder Joseph in die Sklaverei verkaufen, mit Mose, der einen Mann erschlagen hat und der mit vielen Ausflüchte versucht, seinem Auftrag auszuweichen; ich denke an David, an Salomo, an Jona. Dann, im NT an die Jünger mit ihrem vielfach dokumentierten Unverständnis und ihrer Schwäche. Es sind keine Heldengeschichten, die von den Gottesmännern erzählt werden, sondern Geschichten von Menschen mit ihrem Wollen und ihrer Schuld, mit ihren Stärken und mit vielen Schwächen und vielerlei Scheitern.

3. Deutlich ist in all diesen Erzählungen: Die Kriterien von Erfolg und Scheitern gelten dort nicht mehr: wer der Größte, der Erfolgreichste sein will, der sei Euer Diener, sagt Jesus zu ihnen. Aber dennoch behaupten einige Christen analog zum wirtschaftlichen Wohlergehen der Vätergestalten der Bibel aus dem ökonomischen Erfolg der Christen ihre

Erwählung ablesen zu können. Diese Haltung, die von Max Weber in seinen berühmten Thesen „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (1904) zu weitreichenden Ausführungen veranlasst hat, blieb im christlichen Kontext eine Ausnahme, sie lässt sich auch nur bedingt auf Calvin selbst zurückführen. Aber sie gehört in die Geschichte des homo oeconomicus hinein, von der ich am Anfang gesprochen habe.

4. Schwerpunkt eines christlichen Menschenbildes, wie es uns in der Bibel begegnet ist die Menschenwürde, die einem Menschen nicht auf Grund seines Erfolgs zukommt, sondern allein dadurch, dass jede und jeder Geschöpf Gottes ist, von ihm, wie wir in Gen 1 lesen, als Bild und Gleichnis seiner selbst geschaffen (*imago et similitudo*). Diese Würde, Bild Gottes zu sein, ist unverlierbar, gilt dem Menschen unabhängig von seinem IQ, von irgendwelchen Fähigkeiten, von seiner Macht oder Ohnmacht, von Gesundheit und Krankheit, von Erfolg und Scheitern. Es ist die Voraussetzung für die Achtung eines jeden Mitmenschen als Schwester und Bruder, als gottgewolltes Geschöpf. Diese Grundlegung findet sich in unserem Grundgesetz wieder, wenn es dort im Art. 1 heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Es ist der oberste Verfassungsgrundsatz unseres Staates.
5. Die Konkretion dieser Grundlegung der Menschenwürde zeigt sich in der Fürsorge der Starken für die Schwachen, der Reichen für die Armen usw., wie sie sich schon in der Bibel findet. Es ist die Botschaft der Propheten, die von ihnen mit einer scharfen Sozialkritik verbunden wird (Amos, Hosea, Jesaja) und die nahtlos ins NT hinüber führt, in die Verkündigung Jesu, wie sie uns in den Evangelien begegnet, besonders bei Lukas. Es ist die „Option für die Armen“, die gesellschaftlich am Rande Stehenden, für die Witwen und Waisen. Es ist die Mahnung, ihnen ihr Recht zukommen zu lassen, sie würdig zu nähren und sie nicht zu verachten. Sie kennen die Texte: den revolutionären Text des Magnifikat, Lk 1: *„Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“* Und ich nenne die besondere Form der Seligpreisungen bei Lukas: *„Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr jetzt hungert; denn ihr sollt satt werden.“* (6,21f).

Die Texte vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn, vom verlorenen Schaf, vom reichen Mann und vom armen Lazarus, von Zachäus, vom Pharisäer und vom Zöllner – finden sich nur bei Lukas.

Aber auch die anderen Evangelien zeigen das Bild des barmherzigen Jesus, der den Jüngern dient und das gegenseitige Dienen zum besonderen

Merkmal derer erklärt hat, die ihm folgen, der Kranke heilt, Hungernde sättigt, das Scherfflein der Witwe hervorhebt usw.

Und der nicht zuletzt die Bedrückten, die Verzweifelten, die Resignierten, eben: die Gescheiterten einlädt: *„Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“*

6. In der Folge hat zum Wesen christlicher Kirchen die Diakonie gehört, das Sorgen für die Notleidenden. Wir kennen die höhnnenden Worte von frühen Gegnern, die die Christen der Dummheit bezichtigten, weil sie angeblich neuen Gemeindegliedern halfen, die anschließend die Gemeinde wieder verließen. Wir kennen die Hospize, die Spitäler, die Stiftungen in den Städten, die Krankenstationen und die Armenfürsorge in den Klöstern des Mittelalters. Wir hören von Frauen wie Elisabeth von Thüringen, die ihr Leben diakonischem Wirken widmete. Wir staunen über das „Hotel Dieu“ in Beaune in Burgund, das für den Standard seiner Krankenpflege weithin berühmt war. Es ist diese christliche Tradition, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat, wenn auch der große Aufbruch der sog. Inneren Mission, mit Mutterhäusern für Diakonissen derzeit im Schwinden ist. Aber die Einrichtungen des Diakonischen Werks, der Caritas, die großen Hilfsprojekte in vielen Ländern dieser Welt zeigen, dass die Hilfsbedürftigen von Christen nicht in Stich gelassen werden.
7. Dennoch bleiben die Fragen von Erfolg und Scheitern schwierige Themen für Christen in unserer derzeitigen Gesellschaft. Gerade in neuen religiösen Weltanschauungen zeigen sich starke Tendenzen, Erfolg und Glaubensstärke zu identifizieren. Es muss ja nicht gleich Scientology sein, das einen „Weg zur Freiheit“ verkündet, in dem der Wissende auch der Erfolgreiche ist, der schließlich, nachdem er alle Hindernisse aus früheren Erdenleben beseitigt hat, zum „operierenden Thetan“ wird und über seinen Körper, seine Umwelt, seine Mitmenschen herrschen kann. In Hubbards Grundschrift „Dianetik“ heißt es: „Erfolge heben das Überlebenspotential in Richtung auf unendliches Überleben. Fehlschläge senken das Überlebenspotential in Richtung auf unendliches Überleben“<sup>5</sup>. Nach seinen Erfolgen, seiner Intelligenz, seiner Dynamik berechnet Hubbard den Wert einer Person (S. 58). Scheitern ist hier nicht vorgesehen, bzw. wenn es geschieht, ist es Schwäche, muss überwunden oder ausgemerzt werden.
8. Nicht ganz so radikal, aber auch eindeutig sind Aussagen aus dem Bereich von fundamentalistischen und charismatischen Gemeinden. Mein Versuch, einen badischen Gemeindeleiter zu einem Referat zum Thema „Umgang mit Krankheit und Leiden“ zu bewegen, erhielt zur Antwort: Von Leiden und Krankheit kann ich wenig sagen, nur von

Gesundheit und Heilung. Es ist kein Zufall, dass Krankenheilungen, Healing-Rooms usw. einen so großen Raum in der charismatischen Bewegung ausmachen.

9. Im Blick auf die Verkündigung in evangelikalen Gemeinden spricht man kritisch vom „Wohlstandsevangelium“, das besonders in den USA gepredigt wird, aber auch bei uns in Deutschland. Vertreter sind *Reinhard Bonnke, Wolfhard Margies, Volkhard Spitzer*. Die von ihnen propagierte „Wohlstandstheologie“ erschließt dem Menschen ein Leben in Gesundheit, geordneten Verhältnissen und Luxus. Dies sei der Lohn für die Förderung des Evangeliums und der christlichen Arbeit in der ganzen Welt und demnach gottgewollt. Unterstützung für diese Interpretation des Evangeliums sehen die Befürworter u.a. in einem Vers des Alten Testaments der Bibel (5. Mose 8,18): *„Gedenke an den Herrn, deinen Gott; denn er ist's, der dir Kräfte gibt, Reichtum zu gewinnen, auf dass er hielte seinen Bund, den er deinen Vätern geschworen hat, so wie es heute ist“*.
10. Wo bleiben da die Scheiternden? Sind sie zugleich die Glaubensschwachen, deren Schwäche mit Scheitern, Armut, Krankheit bestraft wird? Der Hauptstrom der Kirchen hat das im Rückgriff auf die Bibel nicht so gesehen. So sehr wir uns über Erfolge freuen dürfen, so sehr wir dort, wo wir arbeiten, anderen zum Erfolg verhelfen dürfen (ich denke da besonders an Pädagogen!); wir dürfen nie vergessen: scheiternde Menschen sind nicht weniger Wert als erfolgreiche.
11. Jesus – ein Gescheiterter?

In Exegese und Theologie ist umstritten, ob auch Jesus als Gescheiterter gesehen werden kann. Wir können davon ausgehen, dass für seine Zeitgenossen, für die Jünger und für die Gegner sein Tod am Kreuz, seine schmachvolle Hinrichtung ein endgültiges Zeichen seines Scheiterns war. Alle, die erwartet hatten, er werde als der verheißene Messias das Reich Gottes aufrichten – sichtbar, erfahrbar, erlebbar – und er werde Israel vom Joch der römischen Besatzung befreien, wurden enttäuscht.

Die Flucht der Jünger, die Klage der Frauen auf dem Weg zum Grab, die Resignation der Wanderer auf dem Weg nach Emmaus – all das sind Zeichen für die offenkundige Deutung, dass der Tod am Kreuz ganz realistisch als das Ende des Wirkens Jesu und das Scheitern seiner Botschaft verstanden wurde.

Nach Ostern gab es den Umschwung – und in den Glauben an die Auferstehung wurde ein neues Verständnis des Todes Jesu eingeschlossen: In der theologischen Deutung wurde schon bei Paulus, dann bei den

Evangelisten, der Tod Jesu zum notwendigen Sühnopfer für die Sünden der Menschheit und zum Versöhnungshandeln Gottes mit der Menschheit – eine Deutung, die heute umstrittener ist, als viele Jahrhunderte lang. Ich erinnere an die Worte des Paulus an die Gemeinde in Korinth: *„Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; und aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft,„* (1. Kor 1,18). Paulus betont: *„Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit,„* (1, 23). Für die Synoptiker vollzieht sich am Kreuz der Wille Gottes und Johannes überhöht die Kreuzigung zum Triumph. Dies alles hat sich in die Kirchen- und Kunstgeschichte fortgesetzt.

12. Trotz vieler Spiritualisierungen, trotz aller Ästhetisierung des Todes Jesu in Kunst und Musik: Das Bild des leidenden und sterbenden Jesus ist Wahrzeichen einer Religion geworden, die sich des Schwachen annimmt: *„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“* erhält Paulus als Antwort auf seine Klage über seine gesundheitlichen Einschränkungen. *„Die Starken bedürfen des Arztes nicht“*. Jesus kommt zu den Gescheiterten, zu den Rechtlosen und Verachteten, er lädt sie ein: *„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,„* (Mt 11, 28).
13. Ist Jesus also gescheitert? Oder hat sein Tod, sein Scheitern nach menschlichen Maßstäben neue Kriterien für ein humanes, ein christliches Menschen- und Weltbild eröffnet? So dass die Kriterien von Erfolg, Reichtum, Macht nicht mehr die bestimmenden sind – oder besser: sein sollen – nach denen Menschen, die sich Jesus verbunden wissen, andere beurteilen?

Nach Karfreitag kam Ostern, in dem Sterbenden sehen wir den Auferstandenen, in dem Gescheiterten in der Tradition der biblischen Schriften – aber auch im Blick auf die geschichtliche Entwicklung – den Sieger.

Dietrich Bonhoeffer schreibt in seiner „Ethik“ einen Abschnitt, der überschrieben ist: *„Der Erfolgreiche“*. Darin heißt es: *„Ecce homo – sehet den von Gott gerichteten Menschen! Die Gestalt des Jammers und des Schmerzes. So sieht der Weltversöhner aus. Die Schuld der Menschheit ist auf ihn gefallen, sie stößt ihn in Schande und Tod unter Gottes Gericht. So teuer wird Gott die Versöhnung mit der Welt“* (Ethik, S. 79). *„In der Gestalt des Gekreuzigten erkennt und findet der Mensch sich selbst. ... Die Gestalt des Gerichteten und Gekreuzigten bleibt einer Welt, in der der Erfolg das Maß und die Rechtfertigung aller Dinge ist, fremd und im besten Falle bemitleidenswert“*<sup>6</sup>. Bonhoeffer spricht von der Vergötzung des Erfolgs, die blind macht für Recht und Unrecht, und er warnt, den Erfolg zum Maßstab zur Beurteilung von Menschen

zu machen: *„Die Gestalt des Gekreuzigten setzt alles am Erfolg ausgerichtete Denken außer Kraft,„*. Dabei ist für ihn weder der Erfolg noch das Scheitern gut oder schlecht, wichtig ist, das Kreuz als Zeichen des Gerichts und der Liebe Gottes anzunehmen. Erfolg oder Misserfolg sind für Bonhoeffer keine Kategorien, die vor Gott Bestand haben (S. 82). Bestand dagegen hat *„der von Gott angenommene, gerichtete, zu neuem Leben erweckte Mensch, das ist Jesus Christus, das ist in ihm die ganze Menschheit, das sind wir,„* (S. 84).

14. Wenn Erfolg und Scheitern nicht gut und nicht schlecht an sich sind – wie können wir dann zu einem ethischen Urteil kommen? Es sind die Elemente, die ich bereits genannt habe: die unverlierbare Würde des Menschen in seiner Gottebenbildlichkeit, die neuen Maßstäbe, die Jesus setzt und die Konsequenz, die Christen daraus gezogen haben – wenn auch nur ansatzweise.
15. Wir dürfen uns über Erfolge freuen, dürfen sie dankbar annehmen. Aber wir dürfen andere nicht abwerten. Christen haben die Aufgabe, in der Nachfolge Jesu die Schwachen und Gescheiterten zu schützen, zu trösten, aufzurichten. Ihnen die Botschaft zu bringen von Gottes Liebe und von der Annahme auch ihres Lebens, das nach menschlichen Maßstäben vielleicht ein Torso geblieben ist, vielleicht gar ein Scherbenhaufen all der Wünsche, Ziele und Sinnvorstellungen, mit denen es begonnen wurde.
16. Diese Funktion des Christentums hebt Heinrich Böll in seinem berühmten Text *„Eine Welt ohne Christus“* hervor – und er beklagt zugleich, wie unvollkommen Christen diese Aufgabe erfüllt haben:

*„In dieser Welt habt ihr Angst‘, hat Christus gesagt, ‚seid getrost, ich habe die Welt überwunden‘. Ich spüre, sehe und höre, merke so wenig davon, dass die Christen die Welt überwunden, von der Angst befreit hätten, von der Angst im Wirtschaftsdschungel, wo die Bestien lauern, von der Angst der Juden, der Angst der Neger, der Angst der Kinder, der Kranken. Eine christliche Welt müsste eine Welt ohne Angst sein, und unsere Welt ist nicht christlich, solange die Angst nicht geringer wird, sondern wächst, nicht die Angst vor dem Tode, sondern die Angst vor dem Leben und den Menschen, vor den Mächten und Umständen, Angst vor dem Hunger und der Folter, Angst vor dem Krieg ...“*

Ich überlasse es jedem einzelnen sich den Alptraum einer heidnischen Welt vorzustellen oder eine Welt, in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde: den Menschen in die Hände des Menschen fallen zu lassen. ... Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum

gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen. . . .

Ich glaube an Christus, und ich glaube, dass 800 Millionen Christen auf dieser Erde das Antlitz dieser Erde verändern können. Und ich empfehle es der Nachdenklichkeit und Vorstellungskraft der Zeitgenossen, sich eine Welt vorzustellen, auf der es Christus nicht gegeben hätte. Ich glaube, dass eine Welt ohne Christus selbst die Atheisten zu Adventisten machen würde.“<sup>7</sup>

### 3. *Vom Umgang mit dem Scheitern*

Wir also gehen wir als Christen mit dem Scheitern – besser: mit Menschen, die scheitern – um?

Ich nenne nur einige Punkte, die sich aus dem Bisherigen ergeben:

1. Auch der Scheiternde verliert nicht seine Würde und seinen Wert. Wir begegnen ihm mit dem gebührenden Respekt und mit Achtung.
2. Das Scheitern eines Menschen an seinen Aufgaben, vielleicht gar an seinem Leben, ist ein Ansporn, zu helfen, zu unterstützen, zu fördern. Wie dies am besten geschieht, ist Sache der Fachwissenschaften, der Pädagogik, Psychologie, Psychotherapie, evtl. der Medizin.
3. Das Scheitern an einer Aufgabe, in einer Ausbildung (Schule!) oder einem Beruf bedeutet nicht, dass das Leben wertlos ist. Das muss immer wieder vermittelt werden – wenn erforderlich auch gegen christliche Prediger eines „Erfolgschristentums“.
4. Erfolg ist schön, beflügelt, ermutigt. Aber er ist nicht alles. Hier ist es die Aufgabe, die Fixierung auf den Erfolg zu lockern und den Blick auf andere Dimensionen des Lebens zu lenken.
5. In der Vermittlung von Vorbildern für Kinder und Jugendliche kann es nicht nur um Spitzensportler, Superstars usw. gehen, sondern auch um Menschen, die anderen helfen, die ehrenamtlich tätig sind, die ihr Leben in den Dienst von Notleidenden stellen. Und auch um jene, deren Lebensziele gescheitert sind, und die wieder Mut gefasst haben, ihr Leben neu gestaltet, mit neuem Sinn und neuer Orientierung gefüllt haben.
6. Erfolg, Lebenssinn und -ziel bedürfen einer anderen inhaltlichen Füllung als die in einer ökonomisierten Gesellschaft üblichen Angebote. Hier

sind die Bilder des Evangeliums, der barmherzige, leidende, und scheiternde Jesus als Grund unseres Glaubens.

Der katholische Moraltheologe Eberhard Schockenhoff formuliert in einem Vortrag in der katholischen Akademie Mülheim: *„Kirche geht von dem Prinzip der Versöhnung aus. Sie sollte die Menschen dazu befähigen, sich mit ihren Lebensentwürfen zu versöhnen‘. Es gelte, die Menschen vom Rande der Gesellschaft in die Mitte zu holen und sich dabei an Jesus zu orientieren, der Menschen mit gescheiterten Lebensentwürfen ohne „erhobenen Zeigefinger“ begegnet sei“*<sup>8</sup>.

Ein letztes Zitat des Publizisten Uwe Birnstein: *„Vielleicht ist die Deutung des Todes Jesu aber auch eine Herausforderung an den Glauben und das Denken, vielleicht liegt darin eines ihrer Geheimnisse. Denn seit Karfreitag und Ostern stärkt das Schicksal Jesu alle vermeintlich gescheiterten Existenzen. Und zwar durch die Erfahrung: Gott steht auch den Gescheiterten bei. Sogar wenn sie sich gottverlassen fühlen.“*<sup>9</sup>.

Wie könnten wir, die wir uns Christen nennen, dazu kommen, hier andere Maßstäbe zu verwenden? Es ist unsere Aufgabe als Christen, Scheiternde zu stärken, sie in die Mitte der Gesellschaft – oder in kleinerem Rahmen: in die Mitte der Klasse – zurück zu holen. Ein einzelner Fehler darf die Lebensleistung nicht verdunkeln bzw. die Lebensperspektive nicht verstellen. Ein Versagen auf einem Teilgebiet (Fach, Karriere, Beziehung) darf nicht zum Urteil über den Menschen werden, das ihn herabwürdigt oder ächtet.

Es gilt also für die Kirchen und für alle Christen, die Stimmen zu erheben, um in einer säkularen und zunehmend utilitaristisch geprägten Gesellschaft die Grundlegungen des christlichen Menschenbildes neu ins kollektive Gedächtnis zu rufen. Es ist ein Alternativprogramm zur Fortschrittsideologie und zur Alleinherrschaft der Ökonomie und wendet sich den Menschen zu: tröstend, stützend, aufrichtend. Die Verkündigung des Menschen als Gottes Bild und Gleichnis, der mehr ist als ein homo oeconomicus steht im Mittelpunkt aller Bemühungen. Darum darf der Mensch Erfolge haben und sich darüber freuen, sie als gute Gabe Gottes annehmen. Aber ein Scheitern macht ihn und sein Leben nicht wertlos. Erfolg und Scheitern sind keine geeigneten Kriterien eines christlichen Menschenbildes.

## Anmerkungen

- 1 Katja Kraus, Macht: Geschichten von Erfolg und Scheitern, März 2013
- 2 Giovanni di Lorenzo, Wenn Helden fallen. Die gute Tat zählt, DIE ZEIT, 8. Mai 2013, S. 1
- 3 Frank Schirrmacher, Ego. Das Spiel des Lebens, München 2013.

- 4 A.a.O., siehe oben Anm. 2.
- 5 Ron L. Hubbard, Dianetik. Die moderne Wissenschaft der geistigen Gesundheit, Dreieich 1990 (Taschenbuchausgabe) S. 56.
- 6 Dietrich Bonhoeffer, Ethik, München 1975 (8. Aufl.), S. 80
- 7 Heinrich Böll, Eine Welt ohne Christus, in: K. Deschner (Hrsg.) Was halten Sie vom Christentum? München 1957, S. 22.
- 8 Meldung vom 5. 12. 2012, zitiert nach [www.bistum-essen.de/start/news-detailansicht/.../dialoge-mit-bischof.html](http://www.bistum-essen.de/start/news-detailansicht/.../dialoge-mit-bischof.html)
- 9 Uwe Birnstein, Wenn Scheitern zum Segen wird, in: Glaube und Heimat, Mitteldeutsche Kirchenzeitung, April 2012

# Buchbesprechungen

---

Johannes Ehmann

## DIE BADISCHEN UNIONS-KATECHISMEN

*Vorgeschichte und Geschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert, 807 S., brosch., Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2013, ISBN 978-3-17-022649-4*

Ein umfangreiches Werk, das sicher auf Jahre hinaus als Standardwerk der Katechismusgeschichte eine Rolle spielen wird. Es erscheint zwar im Jubiläumsjahr des Heidelberger Katechismus (HK), aber nicht als Festgabe aus diesem Anlass; vielmehr geht es dem Verfasser laut Vorwort „um die Unionskatechismen und deren historischen Rang wie kirchenbildende und auch -politische Funktion“. Ehmann geht ausführlich auf die unterschiedlichsten Katechismen seit der Reformationszeit ein. Aus ihnen und vielen anderen Dokumenten zitiert er reichlich; aber dies ersetzt nicht den Blick in die behandelten Katechismen selbst. Schwerer zugängliche werden daher im „Quellenteil“ am Ende des Buches – teilweise in synoptischer Darstellung – präsentiert. Damit werden Entwicklungslinien und Unterschiede sichtbar.

Im ersten Teil werden historische Umstände und theologische Hintergründe ihrer Entstehungsgeschichte sowie damit verbundene Absichten herausgearbeitet. Wichtig und beachtenswert ist dabei die einleitende Feststellung, beim Entstehen der Katechismen des 19. Jh. seien nicht nur die reformatorischen Katechismen in die Diskussion mit eingeflossen, sondern „seit dem 18. Jahrhundert auch veränderte Traditionen“ sowie ein „Perspektivwechsel... im allmählichen und umstrittenen Übergang von der dogmatischen zur pädagogischen Frage“. In einem auf Untersuchungen des 20. Jh. beschränkten Forschungsüberblick wird auch die Frage der Funktion des Katechismus. Eine schematische Darstellung stellt die hauptsächlichen Charakteristika eines Katechismus als Bekenntnis- bzw. als Lehrbuch einander gegenüber bei aller Problematik solcher Schematisierungen.

Als ersten Katechismus auf dem Gebiet der heutigen Landeskirche behandelt Ehmann den Gengenbacher Katechismus. Für das gesamte

Buch gilt: Dem Verfasser gebührt gleichermaßen große Hochachtung für die die Akribie, mit der er den historischen Zusammenhängen nachgeht, wie für den Fleiß beim Abschreiben längerer Auszüge aus Dokumenten. Gerade sie ermöglicht, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Dadurch wird das Werk zwar nicht leicht lesbar, aber zu einer unschätzbaren Fundgrube, indem es Einblicke in die Motive der einstigen Verfasser ermöglicht. Zusammenhänge des Gengenbacher Katechismus von Thomas Lindner mit dem Brenzischen werden im Quellenteil synoptisch nebeneinander gestellt, so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede erkennbar werden. Außerdem vergleicht Ehmann in einer Synopse den Aufbau von sechs frühen reformatorischen Katechismen und ermöglicht so eine traditions-geschichtliche Betrachtung. Der Brenzische Katechismus wird vor allem hinsichtlich seiner Bedeutung für die badische Kirchenordnung von 1556 gewürdigt, da es um die Vorgeschichte der badischen Unionskatechismen und nicht die württembergische Kirchengeschichte geht. Auch zur Reformation durch Markgraf Karl II. erfährt man wichtige Details, ohne dass der Überblick verloren ginge. Gleichzeitig führte die Kurpfalz die württembergische Kirchenordnung ein. Ehmann verfolgt zunächst die markgräflich-badische und die lutherisch-pfälzische Tradition (sogar im Elsaß) bis ins 18. Jh., ehe er in einem 2. Abschnitt auf den Heidelberger Katechismus und die reformierte Tradition eingeht. Für die Praxis vermutet er wegen fehlender Druckexemplare, „dass der Katechismus aus der KO abgeschrieben und mittels handschriftlicher Kopien unterwiesen wurde“. Ottheinrich führte in der Pfalz zwei Monate vor Baden die württembergische KO ein, verfolgte aber von Anfang an auch reformierte Tendenzen. Andererseits berief er den strengen Lutheraner Heshus als Theologieprofessor und Kirchenpräsident. Generell kann man sagen, dass sich die reformatorische Kirchenentwicklung in den ersten Jahrzehnten in einem ständigen Gärungsprozess befand; Ehmann spricht von einem „wechselhaften Geschick“.

Dies liest sich spannend; aber wie wirkte es auf die Gemeinden zurück? Immer noch herrschte landesherrliches Kirchenregiment! Insgesamt

bietet dieser Überblick auch einen interessanten Beitrag zur badischen Heimatgeschichte. Viele Katechismen bzw. Begleitschriften tragen den Titel „Kinderlehre“, dies zeigt ihre pädagogische Zielrichtung; dennoch war nicht nur die Jugend im Blick, sondern „gottergebene Anwesende“. Ehmann erarbeitet dies anhand von Akten. Aus dem Quellenteil wird deutlich, dass es sich um eine systematisierende, mit Schlussfolgerungen arbeitende Didaktik handelt. Manche Sakramentsformulierungen wirkten in der späteren Unionsurkunde (UU) nach. Mit Johann Jakob Eisenlohr beginnt eine neue Phase der Unterweisung. Seine „Kurzen Anweisungen“ umfassen 743 Fragen! Außerdem wurden bis in die Sitzordnung reichende methodische Anweisungen für die Kinderlehre gegeben.

In einem „Spruchbüchlein“ von 1722 wurden die Fragen unmittelbar durch Bibelverse beantwortet. Die abgedruckte Gliederung zeigt den bereits pietistisch geprägten Charakter dieser Laiendogmatik. Problematisch sind die Suggestivfragen hin. Den Abschluss dieses Teils bildet ein Blick auf die lutherische Tradition innerhalb der reformierten Kurpfalz.

Der 2. Abschnitt von Teil A ist den „Reformierten Traditionen“ gewidmet. Die historischen und theologischen Voraussetzungen des HK sowie die melanchthonische Ausrichtung der Sakramentenlehre werden knapp, aber deutlich herausgestellt, ebenso die nicht ganz einhellige Zustimmung. In der im November 1563 eingeführten Kirchenordnung bildete der HK das Kernstück. Ein 1576 herausgegebener „Kleine HK“ sollte den HK nicht ersetzen, aber unterrichtlich praktikabler machen. Manche der biblischen „Beweisführungen“ muten eigenartig an, bieten aber Einblick in damaliges Schriftverständnis.

Welche Auseinandersetzungen es um den HK gab, als die Kurpfalz 1690 an die katholische Linie übergang, wird ebenfalls ausführlich an Texten dokumentiert; generell liegt in der Bereitstellung schwer zugänglicher Dokumente das Verdienst dieses Buches. Trotz Repressionen unter katholischer Herrschaft gab es Erklärungen zum Katechismus.

Im Jahr 1800 erschien in Mannheim ein „bisher nahezu unbekannt gebliebenes Unterrichtswerk“ für die wallonische Gemeinde, das Im Quellenteil in französischer und deutscher Sprache vollständig abgedruckt ist. Interessant

sind auch tabellarische Vergleiche der Abendmahlslehre in drei verwandten französischen Katechismen.

Erste Unionsüberlegungen kamen bereits gegen Ende des 18. Jh. in der Kurpfalz auf, wo es unter katholischer Herrschaft neben der reformierten Mehrheit auch lutherische Gemeinden gab.

Sehr ausführlich wird der anthropologische Ansatz von F.H.C. Schwarz bei den Erlebnissen des Kindes in dessen pädagogischer Schrift „Erster Unterricht“ entfaltet. Nach ebenfalls ausführlicher Darstellung von Joh. Ludwig Ewalds catechetischem Ansatz und dessen Auseinandersetzung mit Hebel um dessen biblische Geschichte, kommt Ehmann erneut auf Schwarz zurück, und zwar im Blick auf seine Rolle bei der badischen Union. In einer über zweieinhalb Seiten reichenden synoptischen Darstellung vergleicht Ehmann verschiedene Sakraments- und Abendmahlsformulierungen bei Eisenlohr (1708), der Karlsruher Konferenz von 1819 und §5 der Unionsurkunde von 1821. Hinsichtlich Ehmanns Bewertung der Aufnahme reformierter Anliegen in die Ergebnisse der Karlsruher Konferenz und die UU kann man geteilter Meinung sein, je nachdem wie man die „Erweiterungen“ gewichtet. Gut stellt er im Blick auf den neuen Landeskatechismus die Frage heraus, ob ein Katechismus „eine popularisierte Dogmatik und Ethik“ oder ein Unterrichtsbuch sein soll. An einem neuen Katechismus arbeiteten sowohl Ewald als auch Hebels Freund Hitzig (mit 498 Fragen), beide ohne Erfolg. Für Ehmann ist der Dekalog bei Hitzig einer bürgerlichen Pflichtenlehre zugeordnet; auch eine Ethisierung der Sakramentenlehre ist unverkennbar.

1830 wurde von der Kirchenleitung ein Katechismus mit 213 Fragen erlassen. Er ging von Hitzigs Entwurf aus, hatte aber die für ihn charakteristischen Merkmale sowie viele Bibelstellen gestrichen. Daraufhin entbrannte ein Katechismusstreit mit der Gruppe um Henhöfer, die ihn als unbiblisch und unchristlich brandmarkte. Neu war, dass im weiteren Verlauf die kirchliche Öffentlichkeit in den Streit einbezogen wurde. Versuche, den Katechismus als Ausgleich unterschiedlicher Strömungen zu charakterisieren, galt als Ausweichen vor der Wahrheitsfrage. So fand die Generalsynode von 1834 breites öffentliches Interesse. Das von

Ehmann vorgelegte und diskutierte Material bietet eine gute Grundlage zur Bewertung der Ernsthaftigkeit, mit der um fundamentale Glaubensfragen gerungen wurde. Außerdem geht Ehmann auf die parallel laufende katechetische Literatur jener Zeit ein.

Der Unionskatechismus Carl Ullmanns von 1855 stellt eine weitere Phase der Entwicklung dar. Zunächst wird dieser „Vermittlungstheologe“ vorgestellt, dem es darum ging, „sowohl den Rationalismus als auch den Supranaturalismus hinter sich zu lassen“. Ullmanns Katechismus umfasste 157 Fragen; im Unterschied zum HK werden jedoch die Zehn Gebote nicht unter dem Aspekt der Dankbarkeit, sondern der Sünde und es Elends des Menschen behandelt. Ein besonderer Diskussionspunkt war die Frage des „Schlüsselamtes“, da in diesem Zusammenhang eine „Hierarchisierung der Pfarrerschaft“ befürchtet wurde. Andererseits lag allen an der „Hebung der gemeindlichen Sittlichkeit“. In den ersten Wochen wurden bereits 80.000 Exemplare verkauft, mehr als für den Schulunterricht nötig waren. Friedrich Bechtel verfasste ein Begleitbuch für die unterrichtliche Verwendung. Als Ziel der Katechetik galt, „die Kinder auf die frische, grüne Weide des Wortes Gottes“ zu führen.

Im nächsten Abschnitt geht Ehmann auf religionspädagogische Fragen ein aufgrund der Trennung von Kirche und Staat mit der Schule als „res mixta“. Ehmann stellt die Diskussionen dar, die teils von kirchenpolitischen, nicht nur pädagogischen Prämissen geprägt waren. Die oft bissigen Kommentare lohnen die Lektüre! U.a. ging es um die Frage, ob der Staat in seiner Schulhoheit festlegen könne, welche Katechismusfragen nicht auswendig zu lernen seien. Es gab kirchliche Entwürfe einer Stoffreduzierung, für die Konservativen war damit der Katechismus faktisch abgeschafft.

Mehr und mehr gewannen unterrichtliche Aspekte an Gewicht. So beschloss die Generalsynode 1876, statt des Katechismus einen Leitfaden für den Religionsunterricht herauszugeben. Dazu kam es nicht, weil die Diskussion zwischen Liberalen und Konservativen mehr als pädagogische Fragen in den Vordergrund trat. Übersichtlich vergleicht Ehmann die Struktur der Katechismen von 1855 und 1882, der bereits die noch im Katechismus 1928 enthaltene problematische Frage zur Gotteserkenntnis kannte.

Dass die Katechismusfrage im 20. Jh. auf dem Tisch bleibt, ergibt sich aus dem Dargestellten von selbst. Ein heiß diskutiertes Thema war bereits im 19. Jh. der „Memorierzwang“, der bekanntermaßen bis in die Siebzigerjahre des 20. Jh. faktisch andauerte, wenn auch nicht mehr aufgrund von Verordnungen. 1909 legte eine Katechismuskommision eher einen Gesamtlehrplan des Religionsunterrichts vor als einen Katechismus.

1921 beschloss die Synode, die Katechismusfrage durch ein Preisausschreiben zu lösen. Schließlich kam es zu dem 1928 beschlossenen Katechismus, den der Rezensent selbstverständlich noch auswendig lernte und der – neben manchen theologischen Mängeln – in vielerlei Hinsicht „klassische“ Formulierungen enthält. Dass während des Kirchenkampfs keine Katechismusdebatten stattfanden, versteht sich von selbst. Dass der KK nach dem Krieg einer Eingabe von „80–100 (!) Pfarrern“ an die Landessynode zufolge den geltenden badischen Katechismus ersetzen sollte, lag sicher nicht nur an den Erfahrungen des Kirchenkampfs, sondern an der Zuwanderung vieler Pfarrer aus anderen Gebieten. Treffend stellt Ehmann fest, dass damit eigentlich wieder der Bekenntnisstand der badischen Landeskirche angesprochen war. Außerdem lenkt er den Blick über Baden hinaus auf entsprechende Diskussionen auf EKD-Ebene und stellt fest, dass die Frage der Kirchengemeinschaft „innerhalb der badischen Kirche historisch längst eine [Antwort] ... gefunden hatte“.

In einer Schlussbetrachtung geht Ehmann der Frage nach, „was an badischem Katechismusstoff und sogar für einen Katechismus als sinnvoll angesehen werden könnte“. Dabei werden auch die Fragen nach der Funktion eines solchen Katechismus angesprochen. Für einen Katechismus könnte sprechen, dass heute „(k)urze und sprachlich beherrschbare Regeln“ gesellschaftlich als notwendig anerkannt sind. Es sollte dabei nicht übersehen werden, dass solche sehr leicht zu neuen Dogmen und Doktrinen werden können. Was dem Rezensenten notwendig erscheint, wäre ein Eingehen auf das, was junge Menschen an dem vom Bekenntnis erfassten Fragestellungen tatsächlich interessiert.

In allen Teilen des umfangreichen Buches spürt Ehmann den theologie- und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen nach, so dass eine

umfassende Einordnung der unterschiedlichen Katechismen und Entwürfe möglich wird.

Zwischen dem Literaturverzeichnis und dem wichtigen und aufschlussreichen Quellenteil ist ein Namensverzeichnis enthalten. Was leider fehlt, ist ein Stichwortverzeichnis, das die Arbeit mit diesem Buch erleichtern würde, denn gleiche bzw. vergleichbare Sachverhalte kommen in einem derart umfangreichen Werk an den verschiedensten Stellen vor. Ein solches Verzeichnis würde einen längsschnittartigen Vergleich der jeweiligen Fragestellungen und ihrer Behandlung erleichtern.

Dr. Hans Maaß

*Die Langfassung der Rezension ist unter [www.hans-maass.de](http://www.hans-maass.de) im Internet lesbar.*

Joel Berger

## DER MANN MIT DEM HUT Geschichten meines Lebens

*Aufgezeichnet von Heidi-Barbara Kloos. 384 S., gebunden, mit CD, Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2013, ISBN 978-3-86351-054-1*

Auf dem Umschlagbild liegt der Hut auf dem Tisch neben dem freundlich blickenden älteren Herrn, den Kopf bedeckt die Kippa. Joel Berger hat häufig jüdische Radioandachten gehalten, einige davon samt Interviews mit ihm und seiner Ehefrau und einem Lebensbild, das Jörg Vins gestaltete sind auf der Hör-CD zu einem eindrucksvollen Dokument vereinigt. Dennoch lohnt sich die Lektüre der gedruckten Autobiografie.

Der orthodoxe frühere württembergische Landesrabbiner erzählt aus seinem Leben; denn erzählen kann er, und es ist eine Lust ihm dabei zuzuhören. Zunächst stellt er seine Familie vor, dabei auch die Tätigkeit seiner Mutter bei der Budapester Mercedes-Filiale. Einzelne frühe Kindheits-erlebnisse bilden ein buntes Mosaik; später gewinnt man authentische Einblicke in Einzelschicksale ungarischer Juden; denn er „als Kind war voller Ohren“. Außerdem erfährt man, dass bereits ab 1920 (!) die Zahl der jüdischen Studenten an Universitäten nicht über 5% liegen durfte – vergleichsweise harmlos gegenüber der aktiven Beteiligung der ungarischen Bevölkerung an Judenmorden in den letzten Kriegsjahren. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen unter-

füttert Berger mit allgemeinen Sachverhalten: Die Haltung der Leitung der jüdischen Gemeinden Ungarns beim Einmarsch der Deutschen wird kritisiert, andererseits das abwechslungsreiche jüdische Leben in Budapest vorgestellt. Auch wer viel darüber weiß, wird emotional hineingenommen und angesprochen. Sich in den Terror der „Pfeilkreuzler“ hineinzudenken, fällt allerdings schwer, wenn man selbst so etwas noch nicht erlebt hat. Mit „Fünf Minuten Freiheit“ überschreibt er das Kapitel, in dem den Einmarsch der russischen Truppen und die Machtübernahme durch die kommunistische Partei beschreibt. Das Kapitel über seine Tante Blanka liefert ein amüsantes Gesellschaftsbild der Nachkriegszeit. Die Atmosphäre in der wieder eröffneten jüdischen Schule war für ihn angenehmer als in der öffentlichen; denn in der Gesellschaft verdrängte man sowohl die Ereignisse als auch die antijüdische Einstellung während der jüngsten Vergangenheit. Das Schulwesen wurde ähnlich dem der DDR organisiert; Berger wurde dabei einem früheren katholischen Gymnasium zugewiesen. Die Atmosphäre sozialistischer Staatspädagogik schildert er anschaulich. An der Abiturfeier konnte er sich wegen der Kaschrut nur bedingt beteiligen. Er selbst beschreibt sich Leseratte und schon im Grundschulalter als eifrigen Fußballer; dieser Liebe ist ein ganzes Kapitel gewidmet, denn hier „konnte man ungehemmt Emotionen ausleben“; sein Lieblingsverein war allerdings von antisemitischen Mittelstandsbürgern geprägt. In der kommunistischen Zeit bot die Anonymität der Zuschauer so manches Ventil für politisch verfängliche Bemerkungen. Sehr anschaulich kommen auch die Schwierigkeiten zur Sprache, die Juden aus der Feindschaft des Ostblocks gegen den Staat Israel erwachsen. Auch sein Rabbinerstudium und die dabei prägenden Persönlichkeiten beschreibt er ausführlich und erklärt, welche Bedeutung eine Rabbiner-Ordination besitzt. Auch wenn er dafür den Begriff „Weihe“ verwendet, ist diese ihrem Wesen nach etwas anderes als eine katholische Priesterweihe. Die Atmosphäre war allerdings eisig. Dies hatte politische Gründe. Daneben absolvierte er ein Studium für das Lehramt an Gymnasien. Unter der Überschrift „Emmerich Kálmán klaut“ stellt er neben anderem zum Kantorenwesen humorvoll dar, wie manche Kantoren sogar Melodien aus Operetten in ihren synagogalen Vortrag übernahmen. Innere und

äußere Schwierigkeiten unter dem nationalsozialistischen und kommunistischen Antisemitismus kommen ebenso zur Sprache wie das Verlangen nach einem Pass als „Tor“ zur Freiheit sowie die Arbeit in einem Verlag nach Verlust der Rabbinerstelle. Dieses Kapitel verdient besondere Aufmerksamkeit, da es umfassende Einblicke in die jüdische Situation im kommunistischen Ungarn, aber auch zum Deutschlandbild bietet. Ein Wiener Freund schmuggelte seine Diplome und sonstigen Unterlagen nach Österreich, ehe er selbst am 3. Juli 1968 nach Stuttgart ausreiste, wo Hermann Wollach sich seiner annahm – im Unterschied zu dem damaligen Stuttgarter Rabbiner. Die Schilderung der ersten 31 Jahre seines Lebens nimmt über die Hälfte des Buches ein.

Weil die Gemeinde in Regensburg einen „Alleskönner“ suchte, nahm er dort auf Vermittlung Wollachs die Rabbinerstelle an. Aus seiner Regensburger Zeit bietet er eine Reihe amüsanter Erlebnisse dar, die für einen aus dem sozialistischen Ungarn Kommenden ungeohnt waren, bemängelt aber auch den Mangel an „mitmenschlicher Solidarität“. Abenteuerlich liest sich die Schilderung des Erwerbs einer dauerhaften Aufenthaltsgenehmigung als Voraussetzung für die Ausreisegenehmigung seiner Eltern. In Dortmund, wo er als Religionslehrer tätig war, gelang dies schließlich. In dieser Zeit lernte er auch seine Frau kennen – dank eines Tscholent. Im Zusammenhang mit der Erzählung der Familiengeschichte seiner Frau treten auch die unterschiedlichen Bedingungen für Juden in den jugoslawischen Regionen Serbien und Kroatien in den Blick, aber auch das Schicksal Auschwitz-Überlebender in Polen.

Von Dortmund kam er nach Düsseldorf, wo er hauptsächlich für den Religionsunterricht in den kleineren Gemeinden in Nordrhein-Westfalen zuständig war. Seine Erinnerungen zeichnen ein lebendiges Bild damaliger jüdischer Gemeinden, aber auch Bemühungen politischer Parteien um Juden. Hier wurde er auch in einen Hungerstreik für die Juden in Russland hineingezogen, was ihm die Gemeindeleitung übel nahm. Was er in Göteborg erlebte, gibt er nicht ohne Humor (er nennt ihn oft „Budapester Pflasterhumor“) unter der Überschrift „Kein Talent zum schwedischen Schweden“ zum besten – bis hin zu Missverständnissen anlässlich des Attentats auf die israelische Olympiamannschaft 1972. Dies und anderes war schließlich der Grund

für die Übersiedlung nach Bremen 1973. Hier konnte auch seine Frau ihre Gaben voll entfalten. Er selbst durfte religiöse Sendungen bei Radio Bremen gestalten und die jüdische Gemeinde bei einem Staatsbesuch von Königin Elizabeth II. repräsentieren. Was er bei einer „Promihochzeit“ erlebte, kann der Rezensent aus eigenem Erleben als Pfarrer nachempfinden. Doch kommt auch die findige Hilfsbereitschaft Bremer Bürger gegenüber Häftlingen eines Außenlagers von Bergen-Belsen zu Ehren. Zum Abschluss dieser Epoche hebt er besondere Bremer Persönlichkeiten hervor, allen voran Hans Koschnick. Es ist wichtig, dass auch die Verdienste solcher Leute gewürdigt werden. Dass er auch vom Papstbesuch in Mainz 1980 Humorvolles zu berichten weiß, versteht sich von selbst.

Überrascht liest man die Überschrift des Kapitels, in dem er von seinem Wechsel nach Stuttgart erzählt: „Vom warmen Norden in den kühlen Süden“. Es ist kein Druckfehler, sondern bezieht sich auf den Empfang in Stuttgart und die patriarchale Leitungsstruktur der damaligen Gemeinde. Dabei zeigt sich, dass Bergers Humor auch spitz und entlarvend sein konnte. Die etwa 600 Mitglieder seiner Gemeinde waren aber über ganz Württemberg verstreut! Hinzu kam, was man sich oft nicht bewusst macht, der Unterschied zwischen polnisch-chassidischen Juden und askenasischen aus Ländern wie Ungarn. Aber der gegenseitige Respekt verschaffte ihm den Zugang zu seiner meist aus polnischen Juden bestehenden Gemeinde mit einer besonderen soziologischen Struktur. Kopschüttelnd und beschämt liest man, dass man sich damals in Deutschland noch nicht daran gewöhnt hatte, dass es wieder jüdische Gemeinden gab. Ebenso schwierig war es, Rabbiner für die Arbeit in Deutschland zu gewinnen. Über die Integration russischer Einwanderer am Ende der Achtzigerjahre informiert er ebenso wie über die Einladung ehemaliger Stuttgarter Juden. Fruchtbare Beziehungen pflegte sowohl er als auch seine Frau zu vielen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – bis hin zum Herzog von Württemberg. Dabei spielte die WIZO eine bedeutende Rolle. Sogar in die Machtverhältnisse des Rundfunkrats (er spricht von „Gremienkungeleien“) gewinnt man Einblick. Dass er dabei auch Gedanken zu Begegnungen von Christen, Juden und Muslimen äußert, ist besonders erhellend.

Ein Kapitel ist der Rabbinerkonferenz und dem Zentralrat gewidmet. Wie er zu einem Lehr-auftrag am kulturwissenschaftlichen Ludwig-Uhland-Institut kam, und was er dort lehrte, füllt ein weiteres Kapitel. Erinnerungen, die bei einem Besuch in Budapest anlässlich eines Klassentreffens hochkamen, münden in ein Bekenntnis zu zwei Staaten, die aus „der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs als freie, demokratische Länder hervorgegangen“ sind: Deutschland und Israel.

Eine Seite Dankadressen und ein Glossar beschließen dieses aufschlussreiche Buch.

Dr. Hans Maaß

Peter Müller (Hrsg.)

## PAULUS IN DER SCHULE

### Grundlagen, Didaktik, Bausteine für den Unterricht

256 S., kart., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012, ISBN 978-3-17-022347-9

Ein breites Spektrum breitet sich in diesem Sammelband aus. Da es um „Paulus in der Schule“, nicht nur im Religionsunterricht geht, ist auch ein Beitrag über Paulus im Deutschunterricht enthalten. Gespannt wendet man diesem Beitrag zu. Er verdankt sich der Lehrplanvorgabe zu fächerverbindendem Unterricht. Methodisch arbeitet er mit WebQuest, einer Recherchenart, die beschrieben und gegen andere Arbeitsformen mit dem Internet abgegrenzt wird. Obwohl Paulus im Religionsunterricht oft gemieden wird, sieht Katharina Jäger im Realschullehrplan Anknüpfungspunkte, sich im Deutschunterricht mit dem Philemonbrief des Apostels zu beschäftigen. Bei der Fertigstellung des Bandes scheinen einige Seiten durcheinander geraten zu sein, denn das Arbeitsblatt von Annegret Süßland, auf den verwiesen wird, steht nicht im „Anhang“, sondern geht diesem als eigenständiger Beitrag voraus. Am darin wiedergegebenen Pliniusbrief lassen sich in einer Realschule wichtige Unterschiede zu der christlich motivierten Argumentation des Paulus erarbeiten und so auch der Einstieg mit „Geschwistergeschichten“ begründen. Von K. Jäger stammt auch der Beitrag einer Bildbetrachtung über eine paulinische Aussage zu „Glaube, Hoffnung, Liebe“ von Anselm Kiefer. Nach

grundsätzlichen Überlegungen zur Bild-Didaktik und Kiefers Absichten erfolgt eine anspruchsvolle theologische Aufarbeitung. Leider ist die Bildwiedergabe drucktechnisch etwas undeutlich.

Der erste Teil des Bandes befasst sich mit wissenschaftlicher Paulusforschung. Nach einem Überblick über die Entwicklung im 20. Jh. folgt ein Beitrag über den Umgang mit paulinischen Metaphern. Dabei gilt das „Hohe Lied der Liebe“ als „feste Speise“, die den Korinthern noch zu schwer ist. Der Herausgeber Peter Müller arbeitet in einem weiteren Beitrag unterschiedliche Perspektiven der drei lukianischen Erzählungen von der „Berufung und Beauftragung“ des Paulus in der Apostelgeschichte heraus, während sich die katholische Theologin Pemsel-Maier auf dem Hintergrund „feministischer Bibelhermeneutik“ mit der Rolle der Frauen im paulinischen Gemeindekonzept befasst. Dabei werden sowohl „patriarchale Spuren“ als auch die faktische Rolle von Frauen in paulinischen Gemeinden in den Blick genommen. Sie kann ihn auch aus neuerer feministischer Sicht weder „als ausgemachten Patriarchen“ noch umgekehrt als „Feministen, der die Gesellschaftsordnung revolutionieren wollte“, sehen, geht aber auf die Ambivalenz sowohl des Frauenbildes in seinen Briefen als auch in der späteren Rezeption ein. Der Philosophieprofessor Klaus Peter Rippe setzt sich mit dem Verhältnis der antiken Philosophen zu Paulus nach der Apostelgeschichte auseinander. Dabei erfährt man Interessantes über die relevanten Philosophenschulen jener Zeit. Sein Verständnis der paulinischen Auferstehungsvorstellung lässt sich allerdings an manchen Stellen hinterfragen, ist jedenfalls nicht eindeutig. Insbesondere für Theologen ist es heilsam, die logischen Aporien verschiedener Auffassungen aus der Sicht eines Philosophen vorgeführt zu bekommen. Wichtig ist auch die Spiegelung des Auferstehungsgedankens auf die philosophischen Konzepte der in Apg 17 genannten Stoiker und Epikureer sowie das Ergebnis: „Entweder war sich Paulus der philosophischen Problematik des Auferstehungsgedankens nicht bewusst, oder aber er hielt sie nicht für relevant.“

Der zweite Teil des Buches erörtert didaktische Perspektiven. Peter Müller geht auf Schwierigkeiten bei der Beschäftigung im Schulalter mit Paulus ein. Beim „aus dem Weg räumen“ dieser

Hindernisse geht es ihm um die „Lebensdienlichkeit paulinischer Aussagen“. Dabei greift er Aussagen heraus, die unabhängig von zeitgebunden weltanschaulichen Voraussetzungen verstanden werden können. Er empfiehlt, die Lebensstationen des Paulus mit grundlegenden Fragen zu verknüpfen. Als weiteres Hindernis nennt er die Gelehrtdiskussionen über Paulus. Dieses Problem besteht aber wohl nur für universitär gebildete Theologen. Wenn er als letztes Hindernis auf die Wirkungsgeschichte verweist, müsste man auch erwähnen, dass Paulusaussagen in der Regel als zu glaubende Grundwahrheiten verstanden werden, an denen weder Kritik noch Zweifel erlaubt sind. Nach „Überwindung“ dieser Hindernisse spürt er anhand einzelner zentraler paulinischer Sätze grundlegenden Aussagen über die Bedeutung „Christ zu sein“ nach. Dabei darf seine Mahnung nicht aus dem Blick geraten, dass Paulus jeweils zu konkreten Anlässen schreibt, keine allgemeine Lehre entfaltet. Hartmut Rupp (der leider im Autorenverzeichnis nicht aufgeführt ist) bricht in seinem Aufsatz über Elementarisierung die Beschäftigung mit den „theologisch argumentierenden“ Aussagen der Paulusbriefe auf die Kompetenzebene herunter. Ihm geht es um elementare Fragen auf der Grundlage, „dass bei der Behandlung des Themas Paulus Erlebnisse mit und in der Wirklichkeit (wie z.B. Katastrophen im Leben) gedeutet werden“. Außerdem geht es ihm um Nachhaltigkeit der Themen – einschließlich der Schwächen des Apostels. Über die Begriffsbestimmung von Elementarisierung in Anlehnung an K.E. Nipkow und F. Schweitzer sowie verschiedene Formen der Bibelauslegung kommt er schließlich zu einem Vorschlag für die Gestaltung einer Unterrichtseinheit über Paulus. Interessant ist auch der Blick nach Norwegen in dem Artikel von Tor Vegge, insbesondere die Schülerfragen.

Im letzten Teil geht es um konkrete Zugänge, die teilweise schon zu Beginn der Rezension besprochen wurden. Lesenswert ist darüber hinaus eine kritische Betrachtung des Paulusbildes in Kinderbibeln durch E.J. Korneck. Die gleiche Autorin will in der Grundschule anhand von Paulus darüber nachdenken, was Christsein bedeutet. Aber muss das sein? Die Vorschläge für die Sekundarstufe I zur paulinischen Trias „Glaube, Liebe, Hoffnung“ oder zum spielerischen Umgang mit Paulus wirken alters- und sachgemäßer. Neueren medialen

Möglichkeiten gewidmet sind die Beiträge über Popsongs, in denen Grundfragen paulinischer Theologie angesprochen werden, und Heidrun Dierks Vorschlag, auf dem Hintergrund der Römerbrief-Deutung von R. Jewett und dem Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“ Paulus zu erschließen. Ein sehr anspruchsvolles Vorhaben, das die Autorin wohl deshalb für Sekundarstufe I/II vorschlägt.

Dr. Hans Maaß

[Hrsg.] Andreas Bedenbender

## JUDÄO-CHRISTENTUM Die gemeinsame Wurzel von rabbinischem Judentum und früher Kirche

196 S., brosch., Evangelische Verlagsanstalt/  
Bonifatius-Verlag, Leipzig/Paderborn 2012.  
ISBN 978-3-374-03016-3

Die Vorstellung, dass sich das Christentum vom Judentum abgespalten habe, ist seit einigen Jahren durch eine andere Sicht abgelöst. Andreas Bedenbender, westfälischer Pfarrer und Redakteur einer theologischen Zeitschrift legt in diesem Bändchen einige Beiträge verschiedener Autoren vor, die dies an Einzelbeispielen erläutern.

Gleich im ersten Beitrag über die „Pharisäer und die Gräber der Propheten“ rechnet Prof. Baumgarten die Pharisäer Gruppen zu, die ihre Autorität legitimieren mussten, und zeigt an antiken Beispielen, wie das Restaurieren von Gräbern anerkannter Autoritäten der eigenen Legitimierung dienen sollte. So bezogen sich die Pharisäer auf biblische Propheten, deren soziale und politische Stellung der der Pharisäer in der Gesellschaft ihrer Zeit entsprach. Seine erstaunlichen Kenntnisse auch der frühchristlichen Literatur enthalten manchen Impuls für ein neues Nachdenken über die Pharisäer zur Zeit Jesu.

In einem Bändchen über die gemeinsamen Wurzeln von Judentum und Christentum dürfen auch Beiträge christlicher Theologen nicht fehlen. So hat der Herausgeber selbst einen Beitrag über die Pharisäer in den synoptischen Evangelien und die Peruschim in der rabbinischen Literatur beigegeben. Er arbeitet heraus, dass man die „Peruschim“ im Talmud nicht mit den Rabbinen gleichsetzen darf; die Klärung, um wen es sich bei den „Pharisäern“ in den

Evangelien handelt, wird an der Fastenfrage erörtert; dabei werden interessante historische Überlegungen angestellt. Die Vermutung, dass der Begriff „Peruschim“ unterschiedliche Gruppen bezeichnete wurde vom Rezensenten bereits 1994 geäußert und in dessen Qumran-Buch an Texten begründet. Bedenbender bringt das Fasten der Pharisäer bei Mk in Zusammenhang mit der Tempelzerstörung; dies muss aber nicht zwangsläufig so sein. Es könnte sich auch um ein eschatologisch motiviertes Fasten handeln, wie der Hochzeitsvergleich zeigt. Die Deutung der Gleichnisse vom alten und neuen Lappen und Wein leuchtet in der dargebotenen Knappheit nicht wirklich ein. Wenn er von „christlichen Zeloten“ spricht, wird der Begriff allerdings nicht im politischen Sinn gebraucht. Andererseits sieht er eine Parallele zwischen Jakobusleuten in Gal 2 und der Charakterisierung der Pharisäer in MkEv. Ein tabellarisches Schema soll dies verdeutlichen. Auch weitere Bibelstellen, die er unter Verweis auf eigene Veröffentlichungen als Belege anführt, müssten gründlich auf ihre Tragfähigkeit geprüft werden.

Prof. Siegert geht bei seinem „Pharisäerbild des Evangelisten Johannes“ von verschiedenen Wachstumsstufen des Evangeliums aus und wendet sich in der als ursprünglich vorausgesetzten Fassung zunächst der Figur des Nikodemus zu. Bemerkenswert ist die symbolische Deutung des Wassers in dem Wiedergeburtsspruch auf die Tora, nicht auf die Taufe! Die Gestalt des Nikodemus versteht er als Verkörperung eines Pharisäismus, der allerdings nicht die Billigung des späteren rabbinischen Judentums gefunden habe. Insgesamt kommt seine Bewertung der Pharisäer im JohEv hauptsächlich durch Unterscheidung verschiedener Überlieferungsstufen zustande. Im Kapitel „Das Passa der Johanneschristen“ geht er zunächst ausführlich auf neutestamentliche und rabbinische Spuren des 14. Nisan, an dem die Passalämmer geschlachtet wurden, als Todestag Jesu ein. Die synoptische Datierung bezeichnet er dagegen als „Geschichtsklitterung“, wofür er mehrere Indizien und eine tabellarische Übersicht anführt. Nach einer ausführlichen Erörterung des Todesdatums Jesu kommt er zum „christlichen Passa als älterer Alternative zum Herrenmahl“. Dabei wäre gesondert zu klären, ob „Eucharistie“ und „Herrenmahl“ in der frühesten Christenheit dasselbe meinte. Unter Verweis auf den Ignatiusbrief an die Epheser kommt er zu der Einschätzung,

der Evangelist habe als Ireniker mit der Fußwaschungsgeschichte den Ton auf die „diakonia“ gelegt. Die Praxis der johanneischen Gemeinde verortet er im Judenchristentum. Auch den Satz, „das Heil kommt von den Juden“, bezieht er in einer freilich „noch zu erprobenden These“ auf judenchristliche Missionare. Antijüdische Stellen erklärt er für das Produkt späterer Redaktion gegen Ende des 1. Jh. Die Trennung von Juden und Christen sieht er nicht durch die Lehre, sondern durch unterschiedliche Riten bedingt. Dabei scheint allerdings die faktische Bedeutung von Riten unterbewertet zu sein.

Bedenbender zieht Parallelen zwischen jüdisch-messianischen Hoffnungen im Zusammenhang mit der Tempelzerstörung und christlichen Vorstellungen in der Offb.Joh. aber auch zu den Windeln Jesu in der Weihnachtsgeschichte, die er im Gegenüber zu zelotischen Erwartungen sieht – eine ungewöhnliche Deutung. (NB beim Nachlesen der angegebenen Stellen muss es auf S. 119 „Apk 12“ statt „Apj 12“ heißen!).

Daniel Boyarin geht aus jüdischer Sicht der Frage nach: „Was sagten Juden in den ersten Jahrhunderten über Christus und Christen?“ Dabei stellt er eine „nostalgische Sehnsucht nach Christen“ fest, dies versucht er u.a. in Auseinandersetzung mit Peter Schäfer an drei talmudischen Beispielen deutlich zu machen und gibt zu, dass auch er von dieser Sehnsucht bestimmt ist. Deshalb ist auch der letzte Beitrag des Bändchens von Gesine Palmer Daniel Boyarin und dem „Judäo-Christentum“ gewidmet, nachdem dieser zuvor einen Blick auf den „theologischen Verkehr der Kirchenväter und der babylonischen Rabbinen der Spätantike“ geworfen hat. Dabei setzt er voraus, dass die babylonischen Rabbinen ein hellenistisches Judentum mit iranischem Einfluss vertraten. Die Ausführungen sind besonders im Blick auf neuere Sichtweisen des Verhältnisses von Christentum und Judentum bemerkenswert, die ein monolithisches Judentumsverständnis überwinden. Seine Vorstellung eines kulturellen Austauschs zwischen Christen und Rabbinen verdienen ernst genommen zu werden. Auch eine Aufnahme platonischen Gedankenguts durch einzelne Rabbinen hält er für belegt, ohne deshalb voraussetzen zu müssen, diese hätten platonische Schriften gelesen. Das umfassende Wissen Boyarins vermittelt auch eine Fülle von Einblicken in Traditionen orientalischer Kirchen,

die bei uns infolge der Ausrichtung auf die römische Lehrentwicklung oft kaum bekannt sind. Insofern eröffnet dieses Buch wichtige Perspektiven in der Beurteilung des jüdisch-christlichen Verhältnisses.

Dr. Hans Maaß

Marin Hinderer/Bernd Wildermuth/Thomas Ebinger

## ANKNÜPFEN – MEINE KONFIRMATION

50 S., *hardcover*, zahlreiche farbige Abbildungen, Calwer Verlag, Stuttgart 2013, ISBN 978-3-7668-4249-7

Es handelt sich um die aktualisierte Auflage eines bereits 2005 erschienenen Bändchens. Vielleicht sollte der Titel eher lauten „hinführen“; denn Text und Bilder führen die jungen Menschen in das Kirchengebäude und den Ablauf des Gottesdienstes ebenso ein wie in Grundelemente des Glaubens und Handelns von Christen. Anscheinend wird nicht viel vorausgesetzt, an das man „anknüpfen“ könnte. Dabei scheuen sich die Autoren durchaus nicht vor „knalligen“ Ausdrücken, etwa wenn es bei der Besprechung des Abendmahls u.a. heißt: „Jesus kommt auf den Tisch“. Gemeint ist, das gesamte „Geschehen, vom letzten gemeinsamen Mahl Jesu mit seinen Jüngern bis zu seiner Auferstehung ist in jedem Abendmahl enthalten, bewahrt wie in einer Schatzkiste, verborgen in einem Schluck Wein und in einem Bissen Brot. Die ganze Geschichte Jesu kommt auf den Tisch“. Ob Konfirmanden bei solchen knalligen Formulierungen mehr verstehen als bei traditionellen Erklärungen? Wäre nicht die – übrigens auch von Philipp Melancthon bevorzugte – paulinische Deutung von der Gemeinschaft mit Christus und untereinander Konfirmanden gemäßer? Dieses Verständnis steht durchaus hinter der Erklärung der Einsetzungsworte.

Die Zehn Gebote sind leider nicht in der biblischen, sondern in der verkürzten Fassung Luthers dargeboten. Insofern ist dieses Büchlein in Landeskirchen, die sich nicht an Luthers Kleinem Katechismus orientieren – etwa in Baden – nur bedingt geeignet. Die Zusammenfassung im Doppelgebot der Liebe ist Ausgangspunkt zum Nachdenken über die Macht der Liebe.

Die dabei wiedergegebenen Voten einzelner Konfirmanden zur Gottes- und Nächstenliebe wirken allerdings sehr „angepasst“; sie entsprechen wohl nicht dem, was Jugendlichen in diesem Alter beim Stichwort „Liebe“ als erstes einfällt. Ähnliches lässt sich auch über die am Ende des Büchleins genannten Gründe sagen, warum sich junge Menschen konfirmieren lassen. Wäre es nicht ehrlicher und hilfreicher gewesen, auch einige zu Wort kommen zu lassen, die sich nicht nur anfangs, sondern auch noch nach dem Konfirmandenunterricht „wegen dem Geld“ konfirmieren lassen – oder aus Konvention?

Dass zum Glaubensbekenntnis ein Mann auf einem frei schwebenden Balken gezeigt wird, entspricht wie auch das Umschlagsbild einer an einem Seil über einem Abgrund hängenden Frauengestalt als Impulsbild dem Wagnischarakter des Glaubens. Es taucht auch – seitenverkehrt – beim Stichwort Segen wieder auf. Dass der Zweifel zum Glauben gehört, kann unsichere Jugendliche bestärken. Das Gespräch zwischen einer Konfirmandin und einem gleichaltrigen Muslim dagegen bleibt leider an Äußerlichkeiten hängen. Was bringt's?

Dr. Hans Maaß

J. Hohn

## WORUM GEHT'S BEI OSTERN?

32 S., *kart.*, reich bebildert, Brunnen Verlag, Gießen 2012, ISBN 978-3-7655-4169-8

Dass der Autor Motivationsredner ist, merkt man bereits an der Frage auf S. 1: „Hast du dich jemals gefragt, warum sich die Christen das Kreuz als Symbol ihres Glaubens ausgesucht haben?“ Darunter ist ein Coventry-Nagelkreuz zu sehen, auf der nächsten Seite ein Galgenknoten. Auch die weiteren Fragen treffen ins Zentrum, anregend ist die Grafik. Biblischen Sachverhalten wird das Büchlein aber nicht gerecht, wenn analog zu einem Diplomatenpass alttestamentliche Schriftstellen, die in der kirchlichen Tradition christologisch gedeutet wurden, als „Hinweise auf sein Kommen schon vor seiner Geburt“ gewertet werden. Es würde ihnen keinen Abbruch tun, wenn sie als Hilfe ernst genommen würden, das Unfassbare an Jesus verstehen zu können. Im Blick auf die Übernahme heidnischer Bräuche und ihre christliche Umdeutung gelingt diese Herangehensweise, warum nicht

im Blick auf biblische Texte? Und tat Gott am Kreuz tatsächlich, „was er angekündigt hatte“?

Ob der Autor die Qumrantexte jemals gelesen hat, ist zu bezweifeln, wenn er der Meinung ist, sie würden helfen, das „Alltagsleben der jüdischen Welt, in der Jesus lebte, zu verstehen“. Auch ist höchst zweifelhaft, ob Jesus „in die Welt“ kam, um zu sterben. Hier werden Absicht und Bereitschaft miteinander verwechselt, und die Erzählung vom Zagen Jesu in Gethsemane nicht ernst genommen. Eindrucksvoll sind dagegen die Erwägungen angesichts der Kreuzdarstellung von Salvadore Dali. Die „logischen“ Beweisführungen für Jesu Göttlichkeit und Auferstehung, sind jedoch nur für diejenigen überzeugend, die ohnehin schon glauben; andere werden dadurch dem Glauben nicht näher gebracht – trotz aller journalistisch guten Aufmachung.

Dr. Hans Maaf

Wolfgang Zwickel

## LEBEN UND ARBEIT IN BIBLISCHER ZEIT Eine Kulturgeschichte

248 S., geb., zahlreiche, auch mehrfarbige Abbildungen, Calwer Verlag/ Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2013. ISBN 3-978-7668-4224-4 (438-06218-5)

Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung zu dem 1997 erschienenen Sach- und Arbeitsbuch des gleichen Verfassers „Die Welt des Alten und Neuen Testaments“ und macht dieses nicht überflüssig, sondern erarbeitet die gleichen Sachverhalte aus kulturhistorischer Sicht.

Zunächst wird das biblische Land anhand von Karten und repräsentativen archäologischen Denkmälern – wie z.B. dem Aquädukt von Cäsarea – als „Lebensraum“ vorgestellt; denn im Unterschied zu Mitteleuropa spielen sowohl die klimatischen Bedingungen wie die Landschaftsformen eine sehr viel entscheidendere Rolle als Voraussetzung für die Lebensgestaltung und als Zankapfel für unterschiedlichste Völker. Aber auch angesichts heutiger Diskussionen über den Klimawandel ist interessant zu erfahren, dass im 13. vorchristlichen Jh. eine Trockenperiode herrschte, der zufolge der Wasserspiegel des Toten Meeres etwa auf den

derzeitigen Stand sank. Biblische Erinnerungen an Hungersnöte passen in dieses Umfeld ebenso wie die Zuwanderung verschiedener Völker ab dem 12. Jh. infolge einer „Normalisierung“ des Klimas. Antike Handelsstraßen werden ebenso in Karten eingezeichnet wie Regenzone. Damit wird deutlich, warum alte biblische Orte ausgerechnet an diesen Stellen gegründet wurden und zur Blüte gelangten. Die gegenseitige Abhängigkeit von politischen Verhältnissen und technischer Entwicklung erhellt den Hintergrund mancher biblischer Erzählung. Dies alles wird durch zahlreiche Abbildungen auch antiker Bodenfunde unterstrichen. Das Ostjordangebiet als einst biblisches Land und das phönizische Gebiet im Norden Israels werden ebenfalls einbezogen. Interessant sind auch Längs- und Querschnitte durch das Land, die die unterschiedlichen Bodenformen und Höhenlagen deutlich machen. Man kann gar nicht alles Interessante aufzählen – bis hin zu Entwicklungsstufen des Alphabets.

Gespannt ist man auf das Kapitel „Entwicklung des modernen Menschen“; denn das würde man in diesem Buch nicht erwarten. Aber Zwickel stellt dar, wieso gerade der Vordere Orient nach der letzten großen Eiszeit für die Entwicklung des modernen Menschen besonders geeignet war, und welche Bodenfunde dies bestätigen. Eine Karte mit den Ortslagen dieser Zeit macht die alten Getreideanbaugelände plausibel. Siegel, Getreidespeicher und Gebrauchsgegenstände aus der Stein- und frühen Bronzezeit verschaffen einen Eindruck von der erstaunlichen Kunstfertigkeit. Aber auch die grundlegenden Veränderungen uralter Strukturen durch die industrielle Revolution des 19. Jh. kommt in den Blick.

Der Stadt in biblischer Zeit ist ein weiteres Kapitel gewidmet, in dem man erfährt, dass das biblische Wort ‘ir unterschiedlichste Siedlungsformen „vom Wachturm bis zur befestigten Stadt“ bezeichnen kann. Dass es in biblischer Zeit „Großstädte“ gab, d.h. Städte mit einer Fläche von mehr als 10 ha, wird an Dan, Hazor, Samaria und Dor gezeigt. Fotografien und schematische Zeichnungen zeigen Hausformen, Toranlagen und städtische Grundrisse jener Epoche sowie das allmähliche Entstehen eines Siedlungshügels, eines Tell.

Der Geser-Kalender in althebräischer Schrift steht mit dem Getreidespeicher von Megiddo am

Anfang des Kapitels über das Leben der Bauern im Jahreskreislauf. Antike Abbildungen von landwirtschaftlichen Arbeiten zeigen die Verlässlichkeit solcher Rekonstruktionen. Archäologische Fundstücke machen außerdem die oft kultische Bedeutung dieser Arbeit deutlich. Selbstverständlich wird auch das Leben der Kleinviethnomaden und Kamelbeduinen veranschaulicht.

Eine Übersicht über die ägyptischen Dynastien würde man im Kapitel „Handwerk“ nicht erwarten, auch wenn man bedenkt, dass Kanaan lange Zeit eine ägyptische Provinz war. Aber hier werden auch Gegenstände des Jerusalemer Tempels besprochen. Auch im Kapitel über den Handel werden nicht nur Handelswege und Waren dargestellt, sondern auch die Nachbildung des hohepriesterlichen Brustschildes; denn ohne Edelsteine aus dem Ausland wäre dieser nicht herzustellen gewesen. Einige Tabellen über antike Gewichte und Preise, sind sicher für das Verständnis vieler Bibelstellen hilfreich. Auch die Entwicklung von Stadttores hat mit dem Handel zu tun.

Dem Kapitel über die Entwicklung vom Sippenverband zum Königtum für die neben effektiver Kriegführung auch Verwaltungsgesichtspunkte maßgebend waren, schließt sich logisch ein Kapitel über das Militärwesen an, das von der vorisraelitischen, ägyptischen bis zur späten Königszeit reicht. Dabei wird der Altar von Arad vorgestellt, der wohl zu einer Festung zur Absicherung der Südgrenze gehörte, und die berühmte Meschastele des moabitischen Königs zur Zeit König Jorams. Außerdem geht es um die Waffentechnik. „Das Leben im Alltag“ wird durch Kleidung und Haartracht, Spiele, aber auch durch ein Biergefäß dokumentiert. Das Schofarblasen bei einer modernen Bar Mizwa-Feier leitet bereits zum Kapitel „Religion“ über. Hier wird zunächst die religiöse Umwelt Israels anhand von Götterbildnissen und Kultgegenständen gezeigt, ehe der Glaube Israels bis hin zum heutigen Judentum sehr knapp dargestellt wird. Naturgemäß sind dafür Bild-dokumente aus biblischer Zeit rar. Auch für das Kapitel „Leben und Tod“ muss Zwickel meist auf die religiöse Umwelt Israels zurückgreifen; aber Gräber, wie sie zur Zeit Jesu üblich waren, und ein schön gestaltetes Ossuar machen einige der jüdischen Praktiken anschaulich.

Ein ausführliches Stichwort- und Bibelstellen-

register machen das Buch zu einem wertvollen Arbeitsmittel. Das Buch sollte daher in keiner Schulbibliothek fehlen und wird außerdem Lehrkräften wichtige Dienste leisten. Es eignet sich aber auch als preiswertes Geschenk für Jung und Alt.

Dr. Hans Maaß

Christian Butt

## WAS IST IN DER SCHULE LOS? Das kleine Buch zum Schulanfang

32 S., farbige Bilder, brosch., Calwer Verlag, Stuttgart 2012, ISBN 978-3-7668-4215-2

„Die erste Zeit in der Schule erklärt für Schulanfänger, ihre Eltern und alle Neugierigen“, heißt es auf dem Umschlag. Das Büchlein führt in einfacher, auch für die meisten kleinen Kinder verständlicher Sprache in die wichtigsten Dinge ein, die diesen beim Schulanfang begegnen. Alles Elementare – vom Schulhaus bis zu den Ferien, vom Schulranzen bis zu Hausaufgaben – wird vorgestellt, selbst der Schulanfängergottesdienst ist nicht vergessen. Dazu wurden aus Bildern, die über 250 Schülerinnen und Schüler Hamburger Grundschulen gemalt haben, dreizehn ausgewählt, so dass jeweils einer Text- eine Bildseite gegenübersteht.

Allerdings: an die jungen Schulanfängerinnen und Schulanfänger wendet sich nur der Text. Gelesen muss er von älteren Geschwistern, Eltern oder Großeltern werden; denn die Zielgruppe ist dazu noch nicht in der Lage.

Dr. Hans Maaß

Hinrich C. G. Westphal,

## HEITER BIS HEILIG

mit Karikaturen von Johannes Töws, 80 S. hardcover, Brunnen Verlag, Gießen 2013, ISBN 978-3-7655-1400-5

Mit einem Zitat des früheren Theologieprofessors Helmut Thielicke leitet der Autor, selbst Pfarrer, diese Sammlung von Witzen und Anekdoten mit teils frappierenden, teils makabren Pointen ein. Viele beruhen auf richtigem und falschem Umgang mit Worten. Manche sind doof – selbst einige politische –, manche uralt – wie der Witz von den konfirmierten Fleder-

mäusen –; einige sind auch geschmacklos, wenn etwa im Zusammenhang mit Beerdigungen und Urnenbeisetzungen von einer „Kompostierung“ die Rede ist, weil auch die Grünen älter werden, oder wenn ein Ochse an der Krippe vor lauter Weihrauch der Könige „kotzt“. Auch gekünstelte Witze enthält das Büchlein, wenn etwa ein Elektrizitätswerk eine Strompanne mit einem Gesangbuchvers zu überspielen versucht.

Die Witze stammen aus alter und neuer Zeit, einer sogar aus dem 4. Jahrhundert. Bei einem Witz über Juden, fühlt sich der Autor verpflichtet, in einer Fußnote anzumerken, „Von jüdischen Freunden erzählt“. Warum gibt er ihn überhaupt weiter? Dabei ist dieser im Vergleich zu anderen von ihm erzählten Witzen über Juden harmlos. Ob es andererseits stimmt,

dass man bei Witzen über religiöse Themen nicht über den Glauben, sondern über die Schlagfertigkeit der handelnden Personen lacht, müsste gesondert überprüft werden, wenn etwa beim letzten Mahl Jesu ein Kellner kassieren will und Judas sagt, „bitte getrennt“. Und kennt der Autor seine Bibel, wenn er den Auferstandenen zuerst vor den Frauen erscheinen lässt?

Jedem Kapitel ist ein kleines Vorwort vorangestellt. Im Nachwort erwähnt Pfarrer Westphal, viele Witze seien altbekannt, andere müssten erst „noch zeigen, ob sie würdig sind, in unseren Freundeskreis aufgenommen zu werden“. Dies gilt auch für die hier wiedergegebenen.

Dr. Hans Maaß

---

## INHALT

Hans Maaß	Vollkommen, zu allem guten Werk geschickt Biblische und reformatorische Gedanken zu Bildung und Erziehung	1
Jan Badewien	„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken“ Erfolg und Scheitern als Kriterien eines christlichen Menschenbildes?	26
Buchbesprechungen		38

Der Bezug der Zeitschrift Beiträge Pädagogischer Arbeit ist kostenlos. Sie ist eine Gabe an die Freunde unserer Arbeit und wird durch **Spenden** finanziert, auf die wir zur Sicherstellung des Erscheinens **dringend angewiesen** sind.

Wir danken allen, die unsere Arbeit mittragen und durch ihre Spenden mithelfen, Druck und Versand der Zeitschrift zu ermöglichen. Seit einigen Jahren kamen noch Personalkosten hinzu.

Um unsere Arbeit **nicht einschränken** zu müssen, sind wir allerdings auf höhere Spendeneinnahmen angewiesen. **Seit einigen Jahren liegen diese Spenden unter unseren Selbstkosten!** Damit ist unsere Arbeit mittelfristig gefährdet.

Wir bitten daher alle Empfänger unserer Zeitschrift um Überprüfung, ob sie ihren **bisherigen Spendenbeitrag erhöhen** oder sich **neu unter die Spender einreihen** können.

Der Förderverein ist steuerlich als gemeinnützig anerkannt. Der beiliegende Überweisungsträger erleichtert Ihnen die Zahlung und gilt für Spendenbeträge bis 100,00 € als Beleg zur Vorlage beim Finanzamt. Für höhere Spenden wird durch die Geschäftsstelle eine Spendenbescheinigung ausgestellt. Helfen Sie uns bitte, unsere Arbeit in gewohnter Weise fortzusetzen.

BEITRÄGE PÄDAGOGISCHER ARBEIT

ISSN 0005 - 8157

Herausgeber: Gemeinschaft Evangelischer Erzieher in Baden,

Leitender Arbeitskreis:

Christiane Eilers, Lehrerin, 79110 Freiburg

Gabriele Giesche-Kuch, Lehrerin, 76199 Karlsruhe

Manfred Kuhn, Kirchenrat, 69151 Neckergemünd

Dr. Hans Maaß, Kirchenrat i. R., 76187 Karlsruhe

Heinz Mitschele, Lehrer, 77886 Lauf (stellvertr. Sprecher der GEE)

Prof. Dr. Peter Müller, 76332 Bad Herrenalb

Esther Richter, Rektorin, 76684 Östringen-Tiefenbach

Renate Süß, SAD'in, 76297 Stutensee, (Sprecherin der GEE)

Walter Vehmann, Schuldekan, 76646 Bruchsal

Schriftleiter: Kirchenrat i. R. Dr. Hans Maaß  
Hertzstraße 180 a, 76187 Karlsruhe, Telefon: 0721/751357

Zuschriften und Anfragen an die Geschäftsstelle der GEE,  
Postfach 22 69, 76010 Karlsruhe, Telefon: 0721/9175 - 410, Fax: 0721/9175 - 559,  
E-Mail: gee@ekiba.de, Internet: www.ekiba.de/gee

Erscheinungsweise: jährlich 4 Hefte; Hinweise auf Tagungen usw. sowie Überweisungsträger als Beilagen.

#### **Bankverbindung:**

Spendenkonto des Fördervereins der Gemeinschaft Evangelischer Erzieher in Baden e.V.  
Konto-Nr. 507 733 bei der EKK Kassel e.G. (Evang. Kreditgenossenschaft Kassel), BLZ 520 604 10.

Herstellung:  
Mediengestaltung und Hausdruckerei im Evangelischen Oberkirchenrat

Mitarbeiter  
dieses Heftes: Dr. Hans Maaß KR i.R., Hertzstraße 180 A, 76187 Karlsruhe  
Dr. Jan Badewien, Akademiedir. i.R., Zur Äsche 22, 88662 Überlingen